Jörg Echternkamp

»Kameradenpost bricht auch nie ab ...« – Ein Kriegsende auf Raten im Spiegel der Briefe deutscher Ostheimkehrer 1946–1951

Glück sollte haben, wer das Pech hatte, verwundet zu werden. Ein Soldat der Wehrmacht, der in den letzten Kriegswochen im westlichen Lettland kampfunfähig geworden war, gelangte im günstigen Fall auf einem Schiff der Kriegsmarine in einen sicheren deutschen Ostseehafen oder mit einem Lazarettzug in das Innere des »Großdeutschen Reiches«. Wenn sie sich nicht in letzter Minute in das von deutschen Truppen besetzte Dänemark abgesetzt hatten oder bei einem Fluchtversuch von Rotarmisten erschossen worden waren, gerieten seine Kameraden im Kessel von Kurland nach dem 8. Mai 1945 in sowjetische Kriegsgefangenschaft. Hatten sie Glück im Unglück, gehörten sie zu den Frühentlassenen, die in den ersten Jahren nach der Kapitulation aus der Gefangenschaft zurückkehrten – ausgezehrt zwar, aber »durchgekommen«. An Hunger, Entkräftung und Krankheit starben 1,1 Millionen der 3,2 Millionen deutschen Soldaten in sowjetischem Gewahrsam. Insgesamt befanden sich im Mai 1945 etwa acht Millionen Deutsche in Kriegsgefangenschaft, mehr als fünf Millionen wurden innerhalb eines Jahres repatriiert. Auch aus der Sowjetunion kehrten die meisten Wehrmachtsoldaten zeitig zurück, zunächst im Zuge der unkoordinierten Rückführungen 1945, dann im Rahmen offizieller, angekündigter Entlassungsaktionen, wie sie erstmals im Sommer 1946 durchgeführt wurden.

Von diesen frühen Kriegsheimkehrern aus dem Osten, die als Reste der Heeresgruppe Nord zuletzt im Baltikum eingesetzt waren und von dort oder aus einem Kriegsgefangenenlager bei Stalingrad in das besetzte Deutschland zurückkehrten, soll im folgenden berichtet werden. Dank eines umfangreichen Briefwechsels, der nach der Heimkehr mit einem ehemaligen Kompaniechef geführt wurde, kann die gruppenspezifische Deutung des Kriegsendes, der Gefangenschaft und der frühen Nachkriegszeit aus der Sicht dieser »Durchgekommenen« exemplarisch analysiert und dokumentiert werden¹.

1. Die subjektive Dimension der Kriegsheimkehr

Die Rückkehr der Soldaten nach 1945 wurde in der Kriegsgefangenen- und der Heimkehrer-Forschung bislang aus unterschiedlichen Blickwinkeln beleuchtet. Ne-

¹ Frau Jutta Petersen (Böklund) ist dafür zu danken, daß sie die Briefe ihres Vaters zur Verfügung gestellt und meine Nachfragen geduldig beantwortet hat. Für ihre kollegiale Unterstützung danke ich zudem Bruno Thoß und Elke Wagenitz.

ben politik- und diplomatiegeschichtliche Fragen etwa nach den Verhandlungen um die Freilassung sowjetischer Kriegsgefangener trat das sozial- und verwaltungsgeschichtliche Interesse an der Rückführung und Integration von rund zwei Millionen ehemaliger Soldaten aus der Sowjetunion als einer gesellschaftlichen, politischen und staatlichen Kriegsfolge². Kommunal- und regionalgeschichtliche Arbeiten nahmen sich der Situation der Heimkehrer vor Ort an³. In das Blickfeld der Organisationsgeschichte gerieten jene ehemaligen, in der Regel höherrangigen Wehrmachtsoldaten, die sich in den fünfziger Jahren in Veteranenverbänden zusammenfanden, um ihre Interessen in der Nachkriegsöffentlichkeit zu vertreten⁴. Wie die Heimkehrer in dieser Öffentlichkeit präsentiert und wahrgenommen wurden, ist schließlich eine Leitfrage neuerer, sozial- und kulturgeschichtlich orientierter Arbeiten⁵.

Die Heimkehrerproblematik befindet sich an der erfahrungsgeschichtlich bedeutsamen Schnittstelle von Kriegs- und Nachkriegszeit⁶. Gegen die vermeintliche Zäsur des 8. Mai 1945 setzt die individuelle Perspektive die lebensgeschichtlichen Brüche und die Kontinuität. Der Einsatz an der Ostfront, die Gefangennahme und die Heimkehr markierten ganz zweifellos »Erfahrungseinbrüche«, die das Be-

² Vgl. Michael Borchard, Die deutschen Kriegsgefangenen in der Sowjetunion. Zur politischen Bedeutung der Kriegsgefangenenfrage 1949–1955, Düsseldorf 2000; zu dem geringen Handlungsspielraum der SED: Beate Ihme-Tuchel, Zwischen Tabu und Propaganda. Hintergründe und Probleme der ostdeutsch-sowjetischen Heimkehrerverhandlungen, in: Heimkehr 1948, hrsg. von Anette Kaminsky, München 1998, S. 38–54; vgl. Traugott Wulfhorst, Der »Dank des Vaterlandes« – Sozialpolitik und -verwaltung zur Integration ehemaliger Wehrmachtsoldaten und ihrer Hinterbliebenen, in: Die Wehrmacht. Mythos und Realität, hrsg. von Rolf-Dieter Müller und Hans-Erich Volkmann, München 1999, S. 1037–1057. Zur Kriegsgefangenenforschung vgl. mit weiterführender Literatur Rüdiger Overmans, Ein Silberstreif am Forschungshorizont? Veröffentlichungen zur Geschichte der Kriegsgefangenschaft. Ein bibliographischer Essay, in: In der Hand des Feindes. Kriegsgefangenschaft von der Antike bis zum Zweiten Weltkrieg, hrsg. von Rüdiger Overmans, Köln, Weimar, Wien 1999, S. 483–551.

³ Vgl. für Berlin: Andreas Matschenz, »Der Onkel da ist Dein Vater ...« Die Heimkehr der Kriegsgefangenen nach Berlin bis 1948, in: Heimkehr 1948 (wie Anm. 2), S. 117–140; Annette Kaminsky, »... Frankfurt, das glückliche Frankfurt ...« Das zentrale Entlassungslager Gronenfelde, in: Ebd., S. 70–95.

⁴ David C. Large, Germans to the Front. West-German Rearmament in the Adenauer Era, Chapel Hill 1996.

⁵ Frank Biess, »Pioneers of a New Germany«: Returning POWs from the Soviet Union and the Making of East German Citizens, 1945–1950, in: Central European History, 32 (1999), S. 143–180; ders., Survivors of Totalitarianism. Returning POWs and the Reconstruction of Masculine Citizenship in West Germany, 1945–1955, in: The Miracle Years: A Cultural History of West Germany, 1949–1968, ed. by Hanna Schissler, Princeton 2001, S. 57–82; Robert G. Moeller, War Stories: The Search for a Usable Past in the Federal Republic of Germany, in: American Historical Review, 101 (1996), S. 1008–1048; ders., War Stories. The Search for a Usable Past in the Federal Republic of Germany, Berkeley 2001.

⁶ Arthur Lee Smith, Heimkehr aus dem Zweiten Weltkrieg: Die Entlassung der deutschen Kriegsgefangenen, Stuttgart 1985; ders., Die »vermißte Million«: Zum Schicksal deutscher Kriegsgefangener nach dem Zweiten Weltkrieg, München 1992; Arnold Sywottek, Kriegsgefangene und ihre Heimkehr, in: Der Krieg in der Nachkriegszeit. Der Zweite Weltkrieg in Politik und Gesellschaft der Bundesrepublik, hrsg. von Michael T. Greven und Oliver von Wrochem, Opladen 2000, S. 133–150. Vgl. auch Alexander von Plato und Almut Leh, »Ein unglaublicher Frühling«. Erfahrene Geschichte im Nachkriegsdeutschland 1945–1948, Bonn 1997.

wußtsein der Betroffenen nachhaltig prägten⁷. Wie erinnerten sich die ehemaligen Soldaten, die Kradmelder, Pakschützen und San-Ka-Fahrer, an ihren Einsatz im Krieg, an Flucht oder Gefangennahme, an das Leben im Lager und an ihre Heimkehr? Was wurde aus den persönlichen Beziehungen, die im Krieg entstanden waren? Welche Erwartungen weckten ihre Erfahrungen? Insbesondere über die »einfachen« Soldaten weiß man in dieser Hinsicht wenig. Die Kriegsheimkehrer bilden nicht zuletzt deshalb eine interessante Gruppe, weil sie zum größten Teil aus Soldaten besteht, die sich nicht freiwillig zur Wehrmacht gemeldet hatten, sondern einberufen worden waren. Im Unterschied zu den Berufssoldaten spiegeln sie deshalb weniger eine bestimmte, militärische Berufsgruppe als unterschiedliche Teile »der« Gesellschaft wider. Zu fragen ist aber auch: Wie reagierten die Ehefrauen und Mütter? Und was sagten die Väter, die den Ersten Weltkrieg erlebt hatten und sich an die Nachkriegszeit der zwanziger Jahre erinnerten? Diese Fragen zielen auf einen Bereich, der in der Weltkriegsforschung und der Zeitgeschichte lange im Schatten gelegen hat. Empirisch gesättigte Arbeiten einer kulturgeschichtlich erweiterten Militärgeschichte, insbesondere mit dem Blick »von unten«, sind für diesen Zeitraum rar.

Das liegt nicht zuletzt an der Quellenlage, die für die Zeit des Zusammenbruchs und die unmittelbare Nachkriegszeit besonders schwierig ist⁸. Mit Ansätzen der Oral History, auf der Grundlage von Lebensberichten der Betroffenen oder anhand von lebensgeschichtlichen Interviews, die mit den »Zeitzeugen« vierzig, fünfzig Jahre nach den Ereignissen durchgeführt wurden, konnten einzelne Lebenswege im Rückblick nachgezeichnet werden. Das führt freilich eine weitere zeitliche Ebene ein und dient deshalb insbesondere dem Ziel, weniger dem Erinnerten als dem Erinnern selbst auf die Spur zu kommen und die Vergangenheit als Vorgeschichte der Nachkriegszeit wirkungsgeschichtlich zu begreifen⁹. Der Krieg liefert aus

⁷ Reinhart Koselleck, *Der Einfluß der beiden Weltkriege auf das soziale Bewußtsein*, in: *Der Krieg des kleinen Mannes. Eine Militärgeschichte von unten*, hrsg. von Wolfram Wette, München 1992, S. 324–343, hier: S. 324.

⁸ Vgl. als ein regionalgeschichtliches Beispiel für die Heimkehr aus dem Westen Jost Dülffer, *Aussichtslose Kämpfe, Kriegsgefangenschaft und Rückkehr – Soldatenerfahrungen im Westen 1944–1946*, in: »Wir haben schwere Zeiten hinter uns«: Die Kölner Region zwischen Krieg und Nachkriegszeit, hrsg. von Jost Dülffer, Vierow 1996, S. 21–43.

⁹ Vgl. etwa: *Deutsche Kriegsgefangene im Zweiten Weltkrieg. Erinnerungen*, hrsg. von Wolfgang Benz und Angelika Schardt, Frankfurt a.M. 1995, besonders den Beitrag von Heinz Pust, *Als Kriegsgefangener in der Sowjetunion. Erinnerungen 1945–1953*, ebd., S. 35–92; vgl. auf der Basis von Interviews aus den Jahren 1986 bis 1998 Ute Benz, »Malkäfer, flieg! Dein Vater ist im Krieg.« Aspekte der Heimkehr aus familialer Sicht, in: *Heimkehr 1948* (wie Anm. 2), S. 176–191. Vgl. besonders die Ergebnisse des Essener Forschungsprojekts »Lebensgeschichte und Sozialkultur im Ruhrgebiet 1930 bis 1960: »Die Jahre weiß man nicht, wo man die heute hinsetzen soll«. Faschismuserfahrungen im Ruhrgebiet, hrsg. von Lutz Niethammer, 2 Bde, 2. Aufl., Bonn 1986; bes. Lutz Niethammer, *Heimat und Front. Versuch, zehn Kriegserinnerungen aus der Arbeiterklasse des Ruhrgebiets zu verstehen*, in: ebd., Bd 1, S. 163–232. Auf der Grundlage des im Ruhrgebiet erhobenen Materials: Vera Neumann, *Nicht der Rede wert: Die Privatisierung der Kriegsfolgen in der frühen Bundesrepublik. Lebensgeschichtliche Erinnerungen*, Münster 1999. Vgl. Hans Joachim Schröder, *Die Vergegenwärtigung des Zweiten Weltkrieges in biographischen Interviewerzählungen*, in: MGM, 49 (1991), S. 9–37; ders., *Die gestohlenen Jahre. Erzählgeschichten und Geschichtserzählung im Interview: Der Zweite Weltkrieg aus der Sicht ehemaliger Mannschaftssoldaten*, Tübingen 1992; zu den Kennzeichen »narrativ-biographischer Interviews« als »Erzählgeschichten und Geschichtserzählung(en)« S. 9–156, zur Deutungsproblematik bes. S. 157–226. Schröder geht es »primär um die Dokumentierung von Selbstdarstellung unserer Interviewpartner« (S. 625).

diesem Blickwinkel einen lebensgeschichtlichen Erzählstoff. Aus der Zeit des Kriegsendes selbst berichten dagegen Tagebücher, Aufzeichnungen¹⁰ und auch Feldpostbriefe, die häufig eine Darstellung des Krieges aus der Sicht der »einfachen« Soldaten enthalten¹¹. Vertreibung und Kriegsgefangenschaft waren auch Gegenstand zweier Großprojekte in den fünfziger und sechziger Jahren, in denen vor allem Berichte der Betroffenen ausgewertet wurden¹². Autobiographische Veröffentlichungen, in denen Spätheimkehrer noch in den fünfziger Jahren ihren Aufenthalt in der Kriegsgefangenschaft schilderten, standen häufig im Zeichen der ideologischen Auseinandersetzung des Kalten Krieges. Während in der DDR die »Erinnerungsberichte« den Kampf deutscher Soldaten in den Reihen der Roten Armee, im Nationalkomitee Freies Deutschland (NKFD) und im Bund Deutscher Offiziere (BDO) verherrlichten, erfreuten sich in der Bundesrepublik die »Tatsachenberichte« in den Illustrierten und Zeitungen¹³ und die autobiographischen »Erlebnisberichte« großer Beliebtheit – nicht nur unter den Heimkehrern selbst. Ganz im Zeichen des Antikommunismus berichteten Ostheimkehrer als anerkannte Fachmänner aus dem Arkanum des sowjetischen Systems¹⁴.

Dagegen thematisiert der Briefwechsel unter ehemaligen Soldaten in der unmittelbaren Nachkriegszeit den Krieg und die Kriegsfolgen zeitnah und im nicht-öffentlichen Raum. Vor allem dank des schriftlichen Kontakts erfuhren die Männer etwas über den Verbleib derjenigen, mit denen sie zuvor in derselben Kompanie gekämpft und von denen sie durch Flucht oder Kriegsgefangenschaft getrennt worden waren. Organisierte Treffen der »alten Kameraden« hatten die Alliierten im Rahmen der Entmilitarisierungspolitik untersagt. Im Gegensatz zu ihrer Korrespondenz im Krieg standen die Soldaten nach 1945 nicht unter dem Damoklesschwert der Zensur, und sie mußten auch keine Rücksicht darauf nehmen, wie ihre Darstellung wohl von den besorgten Angehörigen fern der Front aufgenommen werden würde. Wo der Anlaß des Briefwechsels, die ähnliche Erfahrung, zugleich eine gemeinsame Bezugsfolie lieferte, konnte, so steht zu vermuten, über manches ungeschützt gesprochen werden – anderes schien freilich nicht der Rede wert.

Um kein Mißverständnis aufkommen zu lassen: Wie Feldpostbriefe sind auch Heimkehrerbriefe keine Abbildung der »Kriegswirklichkeit«, auch nicht bestimmter Ausschnitte, im Maßstab 1:1, sondern Zeugnisse von sinngebender Erfahrung. Es geht also nicht um eine wie immer geartete Authentizität des Erlebten aus der Sicht »von unten« und um die Rekonstruktion der Heimkehr vor Ort – das war ein Antrieb der Alltagsgeschichte in den 1980er Jahren –, sondern um kriegsbezogene Denkfiguren und Deutungsmuster innerhalb des spezifischen Milieus heim-

¹⁰ Vgl. Susanne Zur Nieden, Chronistinnen des Krieges. Frauentagebücher im Zweiten Weltkrieg, in: Ende des Dritten Reiches – Ende des Zweiten Weltkriegs. Eine perspektivische Rückschau, hrsg. von Hans-Erich Volkmann, München 1995, S. 835–860.

¹¹ Vgl. Martin Humburg, Das Gesicht des Krieges. Deutsche Feldpostbriefe aus der Sowjetunion 1941–1944, Wiesbaden 1999; Klaus Latzel, Deutsche Soldaten, nationalsozialistischer Krieg? Kriegserlebnis – Kriegserfahrung 1939–1945, Paderborn 1998.

¹² Vgl. die von Theodor Schieder betreute Dokumentation der Vertreibung der Deutschen aus Ost-Mitteleuropa, 5 Bde, 3 Beihefte, 1 Registerband, hrsg. vom Bundesministerium für Vertriebene, Bonn 1953–1962; Zur Geschichte der deutschen Kriegsgefangenen des Zweiten Weltkrieges, 20 Bde, hrsg. von Erich Maschke, Bielefeld 1972–1974.

¹³ Vgl. nur Hans von Schulz-Reutlingen, Ich war im Schweigelager, in: Die Welt, 5. Jg, Nr. 106 (8.5.1950), S. 2.

¹⁴ Die ideologische Einbettung zeigt der Bericht eines »enttäuschten« ehemaligen Kommunisten besonders deutlich: Kurt Langmaack, Stacheldraht statt Sozialismus. Ein Kommunist erlebt die sowjetische Wirklichkeit, 2. Aufl., Hamburg 1952.

gekehrter Wehrmachtsoldaten mit einem Mannschafts- oder Unteroffiziersdienstgrad. Sie entfalteten ihre Erzählungen von der persönlichen Kapitulation in Kurland, von der Kriegsgefangenschaft in der Sowjetunion und von der Rückkehr nach Deutschland, bevor in den fünfziger Jahren die apologetische Kriegsliteratur einen eingeschränkten und verzerrenden Blick des Krieges zeichnete, in dem der »einfache Landser« aufopferungsvoll seine Pflicht geleistet habe¹⁵, und bevor die Kriegsgefangenenfrage noch tiefer in das ideologische Räderwerk des Kalten Krieges geriet¹⁶ – wie nicht zuletzt das Beispiel des Kurland-Mythos verdeutlicht; dazu am Ende mehr.

Der im folgenden vorzustellende Quellenbestand von Heimkehrerbriefen kann die oben aufgeworfenen Fragen nicht erschöpfend beantworten. Der Blick durch das Brennglas einer relativ homogenen Briefesammlung soll jedoch Grundzüge der Erinnerung und Erfahrung erkennen lassen, zu einem Vergleich der privaten mit der öffentlichen Konstruktion des Kriegsendes beitragen und nicht zuletzt die Aufmerksamkeit auf den Quellentyp »Heimkehrerbrief« lenken. Als solcher wird hier die nicht-öffentliche Korrespondenz zwischen ehemaligen Soldaten bezeichnet, die kurz vor dem 8. Mai 1945, nach der Kapitulation oder aus der Kriegsgefangenschaft in ihre (alte oder neue) Heimat zurückgekehrt waren, im Schriftverkehr miteinander standen und im Brief von ihrer individuellen Erfahrung der letzten Kriegswochen, der Gefangenschaft und des Neubeginns erzählten. Im weiteren Sinne sollen auch die Schreiben der Angehörigen dazugehören, sofern sie um die erhoffte Heimkehr des Mannes, Sohnes oder Bruders kreisen oder die Trauer über die Enttäuschung dieser Hoffnung und ihre Folgen zum Ausdruck bringen.

2. Die Dokumente: »Heimkehrerbriefe« der Kurland-Soldaten

Ein zusammengehöriger Quellenfundus von 160 Schriftstücken soll im folgenden vorgestellt, ausgewertet und in Teilen dokumentiert werden. Als Antworten auf wiederholte »Rundschreiben« und Einzelbriefe erhielt der Apotheker Wolfgang Meinhardt (1914–1999), im Frühjahr 1945 Kompaniechef in der »Heeresgruppe Kurland«, zwischen 1946 und 1951 Zuschriften von Heimkehrern aus den verschiedenen Besatzungszonen. Der Zeitraum umfaßt mithin jene Nachkriegsjahre, in denen der Großteil der überlebenden ehemaligen Wehrmachtsoldaten zurückkehrte – 1948 galt wegen der massenhaften Rückführung auch der deutschen Kriegsgefangenen aus den sowjetischen Lagern als das »Jahr der Heimkehr«. An die Adresse des ehemaligen Oberleutnants im holsteinischen Bad Bramstedt schrieben vor allem die heimgekehrten Soldaten seiner Kompanie sowie die zumeist weiblichen Angehörigen von Vermissten, Kriegsgefangenen und Gefallenen. Wer Ende der vierziger Jahre nach Hause kam, fand die »Kameradenpost« bereits im Briefkasten und nutzte die Gelegenheit, Verbindung zu seinem ehemaligen Vor-

¹⁵ Vgl. mit weiterführender Literatur Rolf Düsterberg, Soldat und Kriegsliteratur. Deutsche militärische Erinnerungsliteratur (1945–1961) zum Zweiten Weltkrieg. Motive, Begriffe, Wertungen, Tübingen 2000.

¹⁶ Vgl. Borchard, Kriegsgefangene (wie Anm. 2); Jörg Osterloh, Sowjetische Kriegsgefangene 1941–1945 im Spiegel nationaler und internationaler Untersuchungen, Dresden 1995.

gesetzten und den im Rundschreiben nachgewiesenen Kameraden aufzunehmen¹⁷. Im Herbst 1949 konnte ein kurz zuvor repatriierter Soldat melden: »Von unserer Komp[anie] ist jetzt alles entlassen«¹⁸.

Für das Verständnis der Erinnerung und Erfahrung, die sich in den Briefen widerspiegeln, sind die diachronen, in den letzten Kriegsmonaten wirksamen Umstände, und die synchronen Einflüsse der Nachkriegszeit wenigstens zu skizzieren, da beide Faktoren das Bewußtsein der Briefschreiber prägten¹⁹. Übergreifende, typische Situationen erlauben es, von einer kollektiven Bewußtseinsprägung zumindest der in Rede stehenden Heimkehrergruppe zu sprechen. In der Analyse ihrer Korrespondenz muß getrennt werden, was für die Heimkehrer, wie sich zeigen wird, zusammengehörte. Zu fragen ist deshalb nach der Konstellation, in der diese Soldaten das Kriegsende erlebt hatten. In diesem Zusammenhang kann der Initiator des Heimkehrer-Netzwerks vorgestellt werden. Und weiter: In welcher Lage befanden sich die Soldaten nach ihrer Repatriierung? Wie wurde das Netz der Briefschreiber geknüpft? Damit wird zugleich der entstehungsgeschichtliche Hintergrund des Quellenbestandes ausgeleuchtet.

Die beiden Armeen der Heeresgruppe Nord, die sich seit dem Sommer 1944 auf dem Rückzug befanden, hatten Mitte Oktober Kurland im Baltikum erreicht. Der zwischen Ostsee und Rigaer Bucht gelegene Raum zählte im Frühjahr 1945 zu den bei der Kapitulation von deutschen Truppen besetzten Territorien²⁰. Nach der überraschenden Großoffensive am 5. Oktober 1944 westlich von Schiaulai durchbrach die Rote Armee die Front der 3. Panzerarmee, erreichte am 9. Oktober die Ostsee südlich und nördlich der Hafenstadt Memel (Klaipeda) und schnitt dadurch die 16. und 18. Armee im westlichen Lettland ab. Durch die Großoffensive der 3. Weißrussischen Front gegen Ostpreußen gebunden, war die deutsche Armee nicht imstande, nach Norden einen Korridor zur Heeresgruppe Nord zu öffnen. Im Oktober 1944 wurde diese von allen Landverbindungen endgültig abgeschnitten, am 25. Januar 1945 schließlich in »Heeresgruppe Kurland« umbenannt²¹. Die einzige Verbindung mit der Heimat boten die Nachschubschiffe, die in Begleitung von kleinen Einheiten der Kriegsmarine die eisfreien Ostseehäfen von Windau (Ventspils) und Libau (Liepāja) erreichten. Sie transportierten bis zum 8. Mai Soldaten verschiedener Truppenteile zurück.

Die geschwundene Kampfkraft zeigte sich in hektischen Neuordnungen der militärischen Einheiten. Bataillone wurden aufgelöst oder bestanden nur noch aus einer Kompanie wie manche Abteilungen der Artillerie und der Panzerjäger – so lautete nach Kriegsbeginn die Bezeichnung der Panzerabwehrabteilungen der Pan-

¹⁷ Vgl. Max K., Immenstedt, 3.1.1950; Theo L., Schleswig, 9.1.1950. Da alle Briefe an denselben Adressaten gerichtet sind, wird die Quelle im folgenden mit Absender, Ort und Datum nachgewiesen. Konnte der Name nicht ermittelt werden, ist das durch [...] gekennzeichnet. Werden die Briefe im Anhang dokumentiert, findet sich ein Verweis im Text.

¹⁸ Fritz D., Elmshorn, 15.9.1949. Die Sowjetunion schloß die Repatriierung der deutschen Kriegsgefangenen 1949 ab; zurück blieben jene 30 000, die zuvor als »Kriegsverbrecher« zu 25 Jahren Besserungsarbeitslager des GULAG verurteilt worden waren.

¹⁹ Diese analytische Trennung betont Koselleck, Einfluß (wie Anm. 7), S. 325 f.

²⁰ Die Provinz Kurland wurde nach der erneuten Besetzung der baltischen Staaten durch die 18. Armee im Rahmen des »Generalkommissariats Ostland« vom »Generalkommissariat Lettland« verwaltet, bis die Heeresgruppe Nord unter Generaloberst von Küchler im Oktober 1944 zurückkehrte.

²¹ Vgl. Georg Tessin, Verbände und Truppen der deutschen Wehrmacht und Waffen-SS im Zweiten Weltkrieg 1939–1945, Bd 14, Osnabrück 1980, S. 131; Oberbefehlshaber: 29.1.1945 Heinrich v. Vietinghoff, 10.3.1945 Lothar Rendulic, 6.4.1945 Carl Hilpert.

zer-Regimenter. Auch die überwiegend aus Reservisten aufgebauten rückwärtigen Dienste wurden mobilisiert. Anfang März 1945 bestand die Heeresgruppe Kurland aus insgesamt 352 000 Mann. Knapp 50 000 waren in vorderster Front eingesetzt, auf einen Kilometer der 240 Kilometer langen Hauptkampflinie kamen lediglich 168 Soldaten²². Eine Rückführung der Truppen hatte Hitler aus strategischen Gründen bis zuletzt abgelehnt²³. Die NS-Propaganda münzte den massenhaften Tod der Soldaten in das moralische Gebot des Durchhaltens um. Noch der letzte OKW-Bericht vom 9. Mai 1945 verpflichtete die Überlebenden im Namen der »vor dem Feind gebliebenen Kameraden« zu »bedingungsloser Treue, zu Gehorsam und Disziplin gegenüber dem aus zahllosen Wunden blutenden Vaterland«²⁴! Nach der Kapitulation gingen 42 Generale, 8038 Offiziere sowie 181 032 Unteroffiziere und Mannschaften in Gefangenschaft²⁵. Dazu zählten auch die überlebenden Mannschaften und Unteroffiziere der Schweren Heeres-Panzerjäger-Abteilungen 666 und 667, die zuvor in Libau zusammengeworfen worden und in der Panzerbrigade Kurland aufgegangen waren. Ein aussichtsloser Kampf »auf verlorenem Posten«, Zusammenbruch und Auflösung, schließlich Flucht oder Gefangenschaft: Das war die zentrale diachrone Ereignisstruktur, das »Kriegserlebnis«, das die Erinnerung prägen sollte.

Einer der kriegsgefangenen deutschen Offiziere war der 31jährige Oberleutnant Wolfgang Meinhardt, der ab August 1944 als Kompaniechef in der Schweren Heeres-Panzerjäger-Abteilung 666 eingesetzt war²⁶. Als Invalide wurde er Mitte

²² Werner Haupt, *Das war Kurland. Die sechs Kurlandschlachten aus der Sicht der Divisionen*, Friedberg/H. 1987, S. 155.

²³ Zum strategischen Hintergrund vgl. Gerhard L. Weinberg, *Eine Welt in Waffen. Die globale Geschichte des Zweiten Weltkriegs*, Stuttgart 1995, S. 757–760. Zur Vorbereitung einer Seeoffensive gegen den *Westen* sollte, wie Weinberg vermutet, die Rote Armee von der Küste und die sowjetische Marine von der mittleren Ostsee ferngehalten werden, wo die Mannschaften der neuen U-Boote ausgebildet werden sollten. Admiral Dönitz befürwortete das Vorgehen, und die Marine unterstützte Hitler beim Halten Kurlands – davon wollte Dönitz später freilich nichts wissen: vgl. Karl Dönitz, *Zehn Jahre und zwanzig Tage*, Bonn 1958, S. 398. Vgl. auch Howard Davis Grier, *Hitler's Baltic Strategy, 1944–1945*, Ph.D., Ms., Ann Arbor, MI 1991.

²⁴ »Das Oberkommando der Wehrmacht gibt bekannt ...« Der deutsche Wehrmachtbericht. Vollständige Ausgabe der 1939–1945 durch Presse und Rundfunk veröffentlichten Texte mit einem Orts-, Personen- und Formationsregister von Günter Wegmann, Bd 3, Osnaabrück 1982, S. 568 f.

²⁵ Haupt, *Das war Kurland* (wie Anm. 22), S. 127.

²⁶ Der aus Bleicherode im Harz stammende Meinhardt hatte nach mehrfachem, durch die Versetzungen seines Vaters bedingtem Ortswechsel schließlich in Kiel 1933 seine Abiturprüfung abgelegt. Nachdem er seiner Wehrpflicht in Schwerin und Hamburg nachgekommen war, begann er ein Studium der Pharmazie. Nach Kriegsbeginn wurde Meinhardt als Feldwebel einberufen und wenig später nach Frankreich verlegt. Um sein Studium fortzusetzen, wurde er für zwei Semester beurlaubt; im Frühjahr 1941 kehrte er zur Truppe zurück nach Lüttich. In der Panzerjägerabteilung 158 der 58. Infanteriedivision wurde er am 1.5.1941 zum Leutnant befördert. Von Lüttich kam er über Königsberg und Riga nach Leningrad. Am 1.5.1944 zum Oberleutnant d.R. avanciert, diente er vom 8.8.1944 bis zum 9.5.1945 als Chef der 2. Kompanie der Schweren Heeres-Panzerjäger-Abteilung 666. Als seine Mutter bei einem Bombenangriff in Köln ums Leben kam und sein Vater als vermißt galt, wurde er im November und Dezember kurzfristig beurlaubt; Ende des Jahres kehrte er zu den Panzerjägern nach Kurland zurück. Dort wurde Meinhardt bei Dzukste am 16.2.1945 durch einen Schulterdurchschuß verwundet. – Die Angaben zur Person folgen der schriftlichen Auskunft der Tochter Jutta Petersen vom 26.10.2000; vgl. die Erinnerung eines Zugführers der 1. Kp. 666, die zur 3. Kp. der Panzerbrigade umbenannt wurde, Heinz [...?], Eutin, 6.1.1949.

Juli 1946 aus dem Lager 58/III in der mordwinischen Sowjetrepublik entlassen, am 10. August, knapp 13 Monate nach der Kapitulation in Kurland, stand er schließlich vor dem Haus seines Bruders in der Oberpfalz.

Rund sechs Wochen später endete in Nürnberg der Prozeß der Alliierten gegen die Hauptkriegsverbrecher vor dem Internationalen Militärgerichtshof. Seit dem November des Vorjahres hatten die Ankläger den verbrecherischen Charakter insbesondere des Krieges im Osten und die Rolle der Wehrmacht einer breiten Öffentlichkeit vor Augen geführt²⁷. Die Lizenzpresse berichtete ausführlich als Teil einer Politik der *Reeducation* in allen vier Besatzungszonen²⁸. Der Wehrmachtsoldat war in der Öffentlichkeit nicht wohlgefallen – an diesen synchronen Faktor der Erfahrungsstruktur muß erinnert werden. Insbesondere die Berufssoldaten standen vor versorgungsrechtlichen Problemen²⁹. Im Gegensatz zu den Spätheimkehrern der fünfziger Jahre wurden die Kurland-Soldaten mit Trümmerbergen, Wohnungsnot und Flüchtlingselend konfrontiert. Ihr Schicksal war nur ein Teil der allgemeinen Entwurzelung. Entsprechend geringer war die Aufmerksamkeit, die ihnen die ›Heimat‹ entgegenbrachte. Die ausgemergelten Gestalten verkörperten Überreste einer Vergangenheit, an die kaum jemand gern erinnert wurde. Eine eigene Interessenorganisation, der Verband der Heimkehrer, Kriegsgefangenen und Vermißtenangehörigen Deutschlands e.V., sollte erst im März 1950 gegründet werden.

Bereits in der zweiten Jahreshälfte 1946 unternahm Meinhardt den ersten Versuch, per Post mit seinen ehemaligen Kameraden der Schweren Heeres-Panzerjäger Abteilungen 666 und 667 in Verbindung zu treten, um herauszufinden, wie es ihnen ergangen war. Ab 1947 folgten maschinenschriftliche Rundschreiben (Dok. 1 und 2); noch im selben Jahr trafen die ersten Antworten ein. Meinhardt, der im Krieg bei seinen Kameraden eher als »stur« gegolten hatte³⁰, erwies sich in der frühen Nachkriegszeit als ausgesprochen kontaktfreudig. Der weitaus größte Teil der bis 1951 abgeschickten Post erreichte Meinhardt aus den westdeutschen Zonen bzw. aus der Bundesrepublik; die meisten Absender wohnten in der britischen Besatzungszone: in den späteren Bundesländern Schleswig-Holstein, Niedersachsen und Nordrhein-Westfalen. Daß die Briefe vor allem aus dem norddeutschen Raum stammten, hängt damit zusammen, daß die Abteilung 666 dort zusammengestellt worden war und die meisten Soldaten wieder in ihre Heimatregion zurückgekehrt waren. Das Netz der Briefschreiber – darunter auch einige Angehörige der 58. Infanteriedivision – erstreckte sich, wenngleich sehr weitmaschig, auch über die Sowjetische Besatzungszone (SBZ) und Berlin³¹. Meinhardt versuchte zudem, mit je-

²⁷ Vgl. Bernd Boll, Wehrmacht vor Gericht. Kriegsverbrecherprozesse der Vier Mächte nach 1945, in: Geschichte und Gesellschaft, 24 (1998), S. 570–594.

²⁸ Jörg Echternkamp, Wut auf die Wehrmacht? Vom Bild der deutschen Soldaten in der unmittelbaren Nachkriegszeit, in: Die Wehrmacht (wie Anm. 2), S. 1058–1080.

²⁹ Vgl. für die Berufssoldaten Georg Meyer, Soldaten ohne Armee. Berufssoldaten im Kampf um Standesehre und Versorgung, in: Von Stalingrad zur Währungsreform. Zur Sozialgeschichte des Umbruchs in Deutschland, hrsg. von Martin Broszat [u.a.], 2. Aufl., München 1989, S. 683–750.

³⁰ Vgl. Walter Z., Bergen, 12.2.1949, S. 1.

³¹ Vgl. Werner S., Berlin-Schöneberg, 8.8.1948, S. 1. Um dem Mißbrauch der persönlichen Daten vorzubeugen, schickte Meinhardt (Rundbrief Dezember 1948) bereits 1948 keine Rundbriefe an die »Kameraden in der Ostzone«, sondern nur noch handschriftliche Briefe, in denen er lediglich die jeweiligen Fragen beantwortete. Zur 58. ID vgl. Kurt von Zydowitz, Die Geschichte der 58. Infanterie-Division 1939–1945, Kiel 1952.

nen in Kontakt zu gelangen, die weiterhin in den Lagern bei Stalingrad auf ihre Repatriierung warteten³². Ein Rundbrief ging gar nach Ecuador, wohin ein ehemaliger Kamerad 1948 ausgewandert war³³. In der frühen Nachkriegszeit brauchte auch der innerdeutsche Postverkehr oft Wochen – Briefe waren »eine kleine Ewigkeit unterwegs«, wie die Erfahrung den Briefschreiber lehrte³⁴. Dennoch: »Kameradenpost« war »eine Art von Post, [die] bricht auch nie ab«³⁵.

Briefe wurden nicht nur zwischen den Heimkehrern und dem ehemaligen Kompaniechef ausgetauscht, vielmehr dienten dessen Rundschreiben nicht zuletzt dem Zweck, die Verständigung der Heimkehrer untereinander zu fördern. Die vorliegenden Heimkehrerbriefe, die mit einer Ausnahme an denselben Empfänger gerichtet sind, geben deshalb immer wieder den Blick frei auf ein dichtes, gleichsam quer gespanntes Netz brieflicher Kontakte zwischen Heimkehrern und ihren Angehörigen, das zum Teil mit Meinhardts Hilfe geknüpft wurde. So berichtet ein Heimkehrer Meinhardt, was ein Spätheimkehrer ihm kurz zuvor an neuesten Nachrichten mitgeteilt hatte³⁶. Umgekehrt gaben Meinhardts ehemalige Kameraden dessen Anschrift an Dritte weiter, die sich daraufhin unter Bezug auf den vermittelnden Kameraden mit der Bitte um Auskunft nach Bad Bramstedt wandten. Die nicht aus Norddeutschland stammenden Heimkehrer, die in einer anderen Besatzungszone oder in Berlin lebten, waren auf den Briefkontakt besonders angewiesen³⁷. Das traf vor allem auf die Flüchtlinge aus den deutschen Ostgebieten zu, die sich eine neue Heimat erst suchen mußten. Für diese »Heimkehrer ohne Heimat« war die Verbindung mit den veritablen Heimkehrern unter ihren Kameraden von besonderer Bedeutung.

Die »Kameradenpost« stammte überwiegend von Angehörigen der unteren und mittleren Dienstgradebene des Heeres mit den entsprechenden kriegsbedingten Funktionen. Zu den Absendern zählten Mannschaften und Unteroffiziere mit und ohne Portepée, die beispielsweise in der Position eines Kradmelders, Waffenschirmmeisters oder Zugführers eingesetzt waren. Andere hatten im Stab als Schreiber, Rechnungsführer oder Chef-Fahrer gedient. Hinzu kamen einige wenige Subalternoffiziere, die wie Meinhardt als Kompaniechef in derselben oder in einer anderen Abteilung tätig waren. Nach dem Krieg übten die meisten einen Beruf im Handwerk aus, als Tischler, Fleischer oder »Rolladen- und Jalousiebauer«. Manche machten sich nach Ablegen der Meisterprüfung selbständig, einige wenige waren längere Zeit arbeitslos³⁸.

Die soziale Zugehörigkeit spiegelt sich nicht zuletzt in einem der Umgangssprache nahen Schreibstil, im parataktischen Satzbau, in Rechtschreib- und Interpunktionsfehlern, gelegentlich in syntaktischen Brüchen wider. Und sie zeigte sich

³² Zum Austausch von Adressen vgl. z.B.: Rudolf A., Hellersen, 30.4.1948; vgl. Ilse S., Melle, 24.7.1948; Jo F., Mettelnberg, 2.1.1949.

³³ Vgl. das Antwortschreiben von Rolf M., Ambato (Ecuador), 28.11.1948. Marquard an Rolf A., M. fühle sich in Ecuador sehr wohl, »was [...] ja auch nicht weiter zu verwundern ist«.

³⁴ Werner S., Berlin-Schöneberg, 8.8.1948, S. 1.

³⁵ Werner B., Elberfeld, 12.2.1948.

³⁶ Hans B., Lübeck, 1.5.1949.

³⁷ Vgl. Werner S., Berlin-Schöneberg, 8.8.1948, S. 1 f.

³⁸ Nach seiner Rückkehr aus der Kriegsgefangenschaft setzte Meinhardt seinen Berufsweg dort fort, wo der Krieg ihm einen Umweg aufgezwungen hatte. Er arbeitete nahe Regensburg in verschiedenen Apotheken, bevor er sich in Schleswig-Holstein niederließ und heiratete. Mitte der fünfziger Jahre sollte er sich dann mit einer eigenen Apotheke selbständig machen (schriftliche Auskunft J. Petersen).

darin, daß manchem das Briefschreiben ohnehin nicht leicht von der Hand ging. Der Schreibprozeß konnte sich hinziehen. Manche Briefe wurden über einen Zeitraum von mehreren Wochen, ja Monaten verfaßt³⁹. In der Zwischenzeit waren Briefe anderer Kameraden oder ihrer Angehörigen eingetroffen, deren Angaben wiederum in dem laufenden Brief weitergegeben werden konnten. Ebenso wie die Schichtzugehörigkeit zählt die Generationszugehörigkeit zu den Prägefaktoren der Rezeption und Wirkungsgeschichte des Krieges. Die meisten Briefschreiber erlebten die Zeit in Kurland als junge Erwachsene. Viele heirateten erst in der zweiten Hälfte der vierziger Jahre⁴⁰.

Unterstreichungen im Text zeigen, daß Meinhardt die Post in jedem Fall gewissenhaft ausgewertet hat⁴¹. Die Marginalien in den eingegangenen Briefen deuten an, wie er die Informationen verarbeitete. Der Apotheker erfaßte die Personenangaben in einer Kartei, notierte sorgfältig, wann er dem Absender geantwortet und an wen er gegebenenfalls Auskünfte weitergeleitet hatte. So entstand ein Informationsdienst, der den institutionalisierten Suchdienst des Deutschen Roten Kreuzes (DRK) auf einer informellen, privaten Ebene ergänzte⁴². In einer Zeit, als der Betrug mit dem ›Grußbestellen‹ blühte, bot der Auskunftsdienst unter Kameraden zudem ein hohes Maß an Verlässlichkeit. Indes, wie der nähere Blick sogleich zeigen wird, leistete die »Kameradenpost« mehr als den Austausch von Anschriften: Meinhardt koordinierte auch den Austausch von Waren zur Unterstützung bedürftiger Heimkehrer und ihrer Angehöriger – eine Leistung, die wiederum die allgemeinen karitativen Dienste der Kirchen und Parteien⁴³ durch eine gruppenbezogene und gegenseitige Hilfe im privaten Kreis der Heimkehrer erweiterte.

Nicht jedes Rundschreiben erreichte freilich den »alten Kamerad« – sei es, daß dieser gefallen, sei es, daß er noch nicht zurückgekehrt war. Mancher Brief fiel deshalb der trauernden Witwe, der hoffenden Ehefrau oder Mutter unerwartet in die Hände und konnte durch die Erinnerung bzw. eine schlechte Nachricht Bestürzung auslösen. Gelegentlich wurde Meinhardt von Dritten gebeten, lieber nicht an die Anschrift der betroffenen Familie zu schreiben, sondern zunächst von dem gemeinsamen Bekannten Informationen einzuholen. In einem anderen Fall bat der Vater eines vermißten Soldaten, eine eventuelle Todesnachricht nicht an seine Privatadresse, sondern in sein Büro zu senden, damit seiner Frau die Hoffnung nicht genommen würde (Dok. 26). Wie heikel die Weitergabe von Adressen sein konnte, zeigte der Vorwurf an Meinhardt, daß er dem Vater eines Kameraden die Anschrift des Absenders gegeben habe, ohne sich zuvor mit diesem abzusprechen. Der Absender war überzeugt, daß der Sohn von den Russen erschossen worden sei, und fürchtete nun, bei den Angehörigen alte Wunden aufzureißen⁴⁴.

³⁹ Zum Beispiel: 15.6.1947–2.11.1947; Meinhardts Antwort erfolgte am 2.1.1948.

⁴⁰ Die »Familiennachrichten« zeigten an, wer inzwischen geheiratet hat. Vgl. Meinhardt, Rundschreiben, Dezember 1948 (Dok. 2).

⁴¹ Meinhardt führte auch 1950 seine Kartei und versandte weiterhin seine »Rundschreiben«. Vgl. den Vermerk Meinhardts auf dem Brief von Artur L., 27.9.1949: »18.1.50 in Kartei bezw. neues Rdschr.« Weitere Rundschreiben sind nicht nachgewiesen.

⁴² Zum DRK – das in der DDR erst ab 1952 seinen Dienst aufnehmen konnte – vgl. Kurt W. Böhme, *Gesucht wird ... Die dramatische Geschichte des Suchdienstes*, München 1965. Es ist daher nicht überraschend, daß sich auch das DRK an Meinhardt wandte (26.8.1949).

⁴³ Annette Kaminsky, »... darum müssen die Heimkehrer bei ihrer Heimkehr fühlen, daß die Heimat sie erwartet und ihnen helfen will«. Die Betreuung der Heimkehrer durch Kirchen und Parteien, in: *Heimkehr 1948* (wie Anm. 2), S. 141–162.

⁴⁴ Alfred L., Hamburg, 11.12.1948.

Kurz: Unter den Kurland-Heimkehrern, deren Zusammengehörigkeitsgefühl durch das Erlebnis des Krieges und der Gefangenschaft sowie ähnliche soziale und generationelle Faktoren geprägt war, entstand in der zweiten Hälfte der vierziger Jahre ein improvisierter Informations- und Versorgungsdienst für Heimkehrerfamilien und die Angehörigen jener Soldaten, die gefallen waren, deren Schicksal ungewiß war oder die sich noch in sowjetischer Kriegsgefangenschaft befanden. Wie stellten sich nun die letzten Kriegswochen und die Kriegsfolgen aus der Sicht dieser Heimkehrer und ihrer Angehörigen dar?

3. Auswertung

Kontakt

Das Bedürfnis des Heimkehrers, auch nach Kriegsende mit den alten Kameraden in enger Verbindung zu bleiben, war groß. Der Neuanfang im Frieden bedeutete für ihn nicht zwangsläufig, einen Schlußstrich unter die persönlichen Verhältnisse im Krieg zu ziehen und sich allein in dem zivilen Beziehungsgeflecht zu orientieren, in dem er sich vor der Einberufung bewegt hatte. Davon zeugt der immer wieder dem ehemaligen Kompaniechef ausgesprochene Dank dafür, daß man »endlich einmal einige authentische Nachrichten über unseren ›Haufen‹« erhalte⁴⁵. Daß hier die Mitwirkung aller benötigt wurde, stand außer Frage. »Ich sehe[,] Du hast Dich [sic!] da einen Dienst angenommen[,] der sehr schwer ist und die Mitarbeit von allen Kameraden[,] die jetzt zu Hause sind[,] fordert«, hieß es etwa 1948⁴⁶.

Ganz deutlich wurde der Wunsch, die Kriegskontakte zu pflegen, wenn es darum ging, über den Briefwechsel hinaus zu einem organisierten Treffen zu gelangen. Der Adressenaustausch ermöglichte den Empfängern der Rundbriefe, ihrerseits in brieflichen Kontakt mit einzelnen ehemaligen Panzerjägern zu treten und, vor allem seit dem Ende der vierziger Jahre, »bei verschiedenen Reisen [...] diesen und jenen Kameraden aufzusuchen«⁴⁷. Zwar wurde der Wunsch nach »Zugabend[en]« geäußert – daß er vorläufig gegen den Willen des »Tommy« nicht umgesetzt werden konnte, war jedoch klar. Eine Versammlung, an der etwa ein Dutzend Kameraden teilnähme, stieß nicht nur auf das praktische Problem der Unterbringung und der Ernährung, sondern brächte die Teilnehmer, wie ein Heimkehrer in Elberfeld 1948 zu Recht befürchtete, »mit den Gesetzen und Verordnungen der Militär-Regierung in Konflikt«⁴⁸. In der Tat hatten die Siegermächte im Zuge der Entmilitarisierungspolitik jede Veranstaltung und Organisation untersagt, die im Ruch des Militarismus stand. Deshalb trat zunächst der private Besuch Einzelner oder kleiner Gruppen an die Stelle eines Veteranentreffens. Doch wie ließ sich ein Heimkehrer-Treffen von der geselligen Zusammenkunft heimgekehrter Männer unterscheiden? Kein Wunder, daß Heimkehrer aus dem Raum Hamburg ihre Veranstaltungen wiederholt als Kegelabende tarnen konnten. Wer verhindert war, er-

⁴⁵ Erik P., Lübeck, 23.6.1948.

⁴⁶ Rudolf A., Waltrop, 21.6.1948, S. 1.

⁴⁷ Heinz [...?], Eutin, 6.1.1949.

⁴⁸ Werner B., Elberfeld, 12.2.1948.

hielt einen Kartengruß⁴⁹. Die Geheimniskrämerei sollte in Westdeutschland erst in den fünfziger Jahren ein Ende finden, als Kameradschaftszirkel, Traditionsvereine und Veteranenverbände wie Pilze aus dem Boden schossen.

Eine konkrete Form des Austauschs bildete schließlich das Verschicken von Paketen. Ob Kleidung, Tabak oder Medikamente: Der Apotheker in Bad Bramstedt koordinierte die Spenden Dritter und verschickte seinerseits Arzneimittel, sofern sie vor Ort schwer oder gar nicht erhältlich waren. Wer beispielsweise eine Kinderjacke besaß, die nicht mehr benötigt wurde, schickte sie dank der Vermittlung des ehemaligen Kompaniechefs an eine bedürftige Familie⁵⁰. Auch Briefpapier und Briefumschläge waren knapp und deshalb eine gern gesehene Spende⁵¹. Freiwillige Zuwendungen stammten nicht nur von den Kameraden selbst, sondern auch von den Eltern der Gefallenen, Vermißten oder Gefangenen. Auch finanziell griff man sich unter die Arme⁵².

Kontinuität der Kameradschaft

Das Interesse am Verbleib der Soldaten, das Gespräch über die Probleme des Nachkriegsalltags, schließlich die materielle Unterstützung: Diese Anteilnahme galt den meisten Betroffenen als Ausdruck einer unverbrüchlichen Kameradschaft, der die politisch-militärische Zäsur des 8. Mai 1945 und die Gefangenschaft offenbar nichts anhaben konnten. Die anhaltende freundschaftliche Beziehung unter den ehemaligen Soldaten vermittelte in einer Phase des Umbruchs das Gefühl einer in der Kriegszeit wurzelnden Kontinuität im persönlichen Umfeld. Jeder Brief galt dafür als Beleg. Zwar blieb die Verwendung des Begriffs »Kamerad« in der Anrede oder der Grußformel die Ausnahme⁵³, war man doch schon im Krieg, spätestens in der Gefangenschaft zu anderen Anredeformen wie »Kumpel« übergegangen⁵⁴ – die Empathie wurde gleichwohl als »Kameradschaft« explizit auf den Begriff gebracht⁵⁵. Sie wurde nicht zuletzt deshalb herausgehoben, weil die Solidarität insbesondere unter den Bedingungen der Nachkriegszeit im besetzten Deutschland als eine wohlthuende Ausnahme empfunden wurde. In dem vielstimmigen Chor, der in den vierziger und fünfziger Jahren das Klagelied über den modernen Materialismus anstimmte, bildete der Hinweis auf die Kameradschaft einen Kontrapunkt. »Soviel Kameradschaft und Idealismus findet man heute [nur] noch selten«, schrieb die

⁴⁹ [...?], Hamburg, 1.6.1947. In der privaten Korrespondenz war etwa im Frühjahr 1948 von »unsere[m] nächsten Treffen« die Rede: Walter [...?], [o.O.], 3.3.1948, S. 1.

⁵⁰ Auch Wundsalben, Babykleidung und Schnuller wechselten so den Besitzer; vgl. Robert U., Hamburg, 2.3.1947. Zur Tabakversorgung vgl. F., Hamburg, 20.1.1949, und das Schreiben des Vaters eines Gefallenen, [?] Fischer, Hamburg, 1.12.1948.

⁵¹ Vgl. Werner B., Elberfeld, 12.2.1948, S. 4.

⁵² Vgl. [?] Fischer, Hamburg, 1.12.1948.

⁵³ Vgl. Friedo G., Wörpedorf, 23.11.1949; G. sprach an anderer Stelle von dem »alten Kumpel«; Hans K., Flensburg, 30.3.1949.

⁵⁴ Vgl. Albrecht Lehmann, Gefangenschaft und Heimkehr. Deutsche Kriegsgefangene in der Sowjetunion, München 1986, S. 75.

⁵⁵ Vgl. Thomas Kühne, Kameradschaft – »das Beste im Leben des Mannes«, in: Geschichte und Gesellschaft, 22 (1996), S. 503–529.

Ehefrau eines Kriegsgefangenen aus Melle im Jahr der Währungsreform⁵⁶. Umgekehrt gewannen die Briefe als Symbol der Kameradschaft an Kontur durch den Kontrast mit der ansonsten »unkameradschaftlichen« Umwelt. Selbst unter ehemaligen Soldaten habe, klagte ein Mann aus Stade Ende 1946, das Fronterlebnis seine Bindekraft verloren⁵⁷.

Gewiß, die Rahmenbedingungen hatten sich nach der Kapitulation verändert. Bereits im Lager, spätestens nach der Heimkehr hatte die militärische Etikette ihre Verbindlichkeit verloren. Als ehemaliger Kompaniechef war Meinhardt bemüht, das freundschaftliche Verhältnis unter Kameraden auf eine andere Art zum Ausdruck zu bringen: Er bot so manchem ehemaligen Untergebenen das »Du« an. Der soldatische Kamerad wurde hier gleichsam in die zivile Form des Duzfreundes überführt. Die Empfänger des Rundschreibens nahmen das Angebot gerne an (Dok. 10.) Andere, die ihren ehemaligen Kompaniechef statt mit dem militärischen Dienstgrad nun ganz zivil mit seinem Nachnamen ansprechen konnten, hielten bereits das »Herr Meinhardt« für »eine tolle Anrede, bedingt durch diese tollen Zeiten«⁵⁸. Im Duzen des ehemaligen Kompaniechefs zeigte sich auch die egalisierende Wirkung der gemeinsamen Kriegserlebnisse, die, verstärkt durch die vorübergehende Zeit der Kriegsgefangenschaft, unter den Bedingungen der zivilen Gesellschaft mit einer neuen Formel gefaßt wurde. Die »Durchgekommenen« waren frei, ihr Verhältnis zueinander in einer angemessenen Weise neu zu definieren und der nunmehr informellen persönlichen Verbindung den adäquaten formalen Ausdruck zu geben. Mit dem »Du« wandte sich nicht mehr der Schütze an seinen Vorgesetzten, sondern beispielsweise der Metzgermeister an den befreundeten Apotheker. Im Gegensatz zu vielen Berufsoffizieren – von der Generalität ganz zu schweigen – bereitete dem eingezogenen Subalternoffizier Meinhardt das Ende seiner militärischen Autorität keine Schwierigkeit. Was jene als entwürdigende »Gleichmacherei« ablehnten, schien diesem eine angemessene persönliche Konsequenz.

3.1 Topoi der Heimkehrergeschichten

Wie sah nun die Erinnerung an das gemeinsame Erleben der letzten Kriegswochen, der Flucht und Gefangenschaft aus, die unter den Soldaten aus dem Baltikum fortwirkte? Welche bewußtseinsprägenden Gemeinsamkeiten der Heimkehrer stärkten womöglich den Zusammenhalt in der Nachkriegszeit?

⁵⁶ Ilse S., Melle, 24.7.1948.

⁵⁷ Vgl. die Klage von Heinz-Wilhelm L., Stade, 7.12.1946: »Nachdenken darf man ja nicht, wenn man nicht den Glauben an die Anständigkeit und Ritterlichkeit im Menschen ganz verlieren will. Es scheint ja fast so, als ob bei niemandem auch nur ein Stückchen von dem gemeinsamen Erlebnis der Front übriggeblieben ist.«

⁵⁸ Hans-Joachim V., Erfurt, 4.3.1948.

Kapitulation, Flucht, Gefangenschaft

Die Erinnerung an die Zeit im Kessel von Kurland war zwiespältig. Auf der einen Seite war noch im nachhinein die Kriegsmüdigkeit zu spüren, die jeder zeitgenössischen oder späteren Apotheose des ›Endkampfes‹ hohn sprach. Ein Leipziger brachte die Niedergeschlagenheit auf den Punkt: »Wir hatten ja alle keine rosige Stimmung, denn wir hatten die Sache gründlich satt⁵⁹.« Auch ein nach Lübeck zurückgekehrter Funker war »sehr froh, daß ich vom Kapitulationstag an nicht länger mehr als Obergefr[eiter] herumlaufen brauchte«⁶⁰. Diese Schattenseite der letzten Kriegswochen blieb jedoch merkwürdig blaß. Angesichts des desolaten Ausrüstungs- und Ernährungszustandes der Truppe, des aberwitzigen Widerstandes in dreckigen Schlammlöchern und der drohenden Kriegsgefangenschaft in der Sowjetunion hätte man erwarten können, daß einzelne sich an ihr persönliches Erleben erinnerten – nicht obwohl, sondern weil jeder ähnliche Erfahrungen gemacht hatte.

Auf der anderen Seite konnte die Belustigung jede Belastung verdrängen. Statt die furchtbaren und beängstigenden Erfahrungen der sogenannten Rückzugsgefechte und der Einkesselung zu schildern, blendeten einige Briefschreiber diesen Teil ihrer Kriegszeit zugunsten heiterer Episoden weitgehend aus. So manche Erzählung von der Ostfront geronn zu einer Anekdote. Wie in der Veteranenpresse nach dem Ersten Weltkrieg, in den eigenen Frontzeitungen und dann wieder in den einschlägigen Blättern ab den fünfziger Jahren, wo in der Rubrik »Soldatenhumor« über die Kriegserlebnisse gelacht werden durfte, besannen sich die Soldaten bereits in der zweiten Hälfte der vierziger Jahre auf das Amüsante. Dazu zählten nicht zuletzt lustige Erlebnisse mit dem Vorgesetzten, die ihren Witz aus der Tatsache zogen, daß die Hierarchie zeitweise und überraschend außer Kraft gesetzt wurde. Da in der zeitlichen Distanz die hierarchische nicht mehr existierte, konnten zum Beispiel die sonst nur hinter vorgehaltener Hand gebrauchten Spitznamen des Kompaniechefs offen ausgesprochen werden. Angehörige seiner Kompanie erinnerten ihn daran, daß er als »der Apoteker«, »der Steuermann« oder »John« Meinhardt galt – eine Anspielung auf Theodor Fontanes Balladenfigur John Maynard. Meinhardt war das mittlerweile recht, hatte er doch seine Kompanieangehörigen ausdrücklich aufgefordert, Geschichten dieser Art zum besten zu geben (Dok. 22). Noch Jahre später frischten auch »eindrucksvolle Fotos aus Rußland« die Bilder aus der Vergangenheit auf⁶¹.

Diese Verzerrung des Rückblicks, der nur einen kleinen Teil des Frontalltags herausgriff, resultierte aus einer perspektivischen Verengung des Blickfeldes auf die eigene militärische Einheit, die Kompanie und den Zug. Im Erfahrungs- und Erinnerungshorizont der Mannschaften und Unteroffiziere lag weniger die militärische Großwetterlage als die Situation und die Stimmung des eigenen ›Haufens‹. Gefangengenommen zu werden zählt zweifellos zu den ›Grenzsituationen‹, die der

⁵⁹ Willy G., Leipzig, 9.1.1948.

⁶⁰ Erik P., Lübeck, 23.6.1948.

⁶¹ Vgl. Arthur L., Lüchow, 1.12.1948. Erich M. (Peine, 4.1.1949) bot Meinhardt an, in einem Rundbrief auf seine Fotos von Angehörigen der 1. Kompanie hinzuweisen, von denen Meinhardt Abzüge und Vergrößerungen anfertigen lassen würde. Noch 1968 erhielt Meinhardt einige »eindrucksvolle Fotos aus Rußland« (Adolf H., Emden, 29.1.1968; der später datierte Brief ist als Einzelstück Teil des Bestandes).

Betroffene als existentielle Bedrohung, mindestens als Leiden empfindet. Das traf erst recht auf die Gefangennahme durch einen Gegner zu, der zuvor jahrelang als Barbar verteufelt worden war und bei dem die Wehrmachtsoldaten der Ostfront Rachegefühle wohl vermuten durften. Das galt offenbar, wie die Privatkorrespondenz zeigt, in besonderem Maße, wenn die Soldaten mit überlebenden Juden rechnen mußten (Dok. 39). Ende 1945 bestand das Netz der Lager für Kriegsgefangene und zivile »Internierte« (vor allem verschleppte »Volksdeutsche«), der Archipel GUPVI des sowjetischen Innenministeriums, aus 267 Lagern mit 3200 angeschlossenen Teillagern. Spezialspitäler und Arbeitsbataillone kamen hinzu. Hier begann für rund 1,4 Millionen Deutsche der Arbeitseinsatz für die sowjetische Volkswirtschaft⁶². Wie an anderen Orten, wo die Wehrmacht kapitulierte, brach in Kurland bei Kriegsende nicht nur die militärische Ordnung zusammen, sondern auch das System der verinnerlichten Verhaltensnormen, das trotz des Chaos der Endphase handlungsleitend gewirkt hatte. Der Moment der Gefangennahme fraß sich deshalb, das zeigen auch die Briefe, fest in das Gedächtnis. Dieses Datum zählte ebenso wie sein Komplement: der Tag der Heimkehr, auf lange Zeit, wenn nicht auf Lebenszeit, zu den Orientierungspunkten im lebensgeschichtlichen Kalender⁶³.

Wer nicht in sowjetische Gefangenschaft geriet, war, wie gesagt, spätestens in den letzten Kriegswochen verwundet und zurücktransportiert worden. Für viele Kurland-Heimkehrer bildete dieser »glückliche« Umstand das persönliche Kriegsende. Die Episoden von Verwundung, Transport und englischer oder amerikanischer Gefangenschaft bilden Teile der Heimkehrergeschichten (z.B. Dok. 5)⁶⁴. Die einzige Möglichkeit, durch eigenes Handeln der Gefangennahme nach der Kapitulation zu entgehen, war die lebensgefährliche Flucht vor der Roten Armee. Die Entscheidung eines Kameraden zum Ausbruch prägte sich dem Gedächtnis ebenfalls fest ein. Noch Jahre später erinnerte sich ein Zugführer »ganz genau« an jene Nacht nach dem letzten Abteilungsapell, bei dem die Kapitulation und die Übergabe der Kompanie verkündet wurden. Ein Unteroffizier und der Melder seines Zuges, die »beide nicht von der körperlich kräftigsten Konstitution waren«, setzten sich über die Warnungen ihres Zugführers vor den Gefahren einer Flucht hinweg und »verschwanden«. Wenn sie sich, vermutete er vier Jahre später, nicht zu einer

⁶² Vgl. Stefan Karner, Deutsche Kriegsgefangene und Internierte in der Sowjetunion 1941–1956, in: Die Wehrmacht (wie Anm. 2), S. 1012–1036, die Zahlenangaben S. 1019; ausführlich Karner, Im Archipel GUPVI. Kriegsgefangenschaft und Internierung in der Sowjetunion 1941–1956, München 1995.

⁶³ Vgl. dazu die auf »Erinnerungserzählungen« aus den Jahren 1978/79 und 1983/84 basierende Arbeit von Lehmann, Gefangenschaft (wie Anm. 54), und knapp ders., In sowjetischer Kriegsgefangenschaft, in: Der Krieg des kleinen Mannes (wie Anm. 7), S. 295–310.

⁶⁴ Vgl. als ein Beispiel Kurt D. (Bremen, 1.1.1949), der als Verwundeter am 11.4.1945 von Libau nach Saßnitz transportiert wurde. Allerdings war nicht auszuschließen, daß es im Falle einer frühen Genesung zurück an die Front ging. Wer etwa bereits im August 1944 seine Kompanie in Kurland verletzt verlassen mußte, konnte sich in einer Volksgrenadierdivision wiederfinden, die an der Westfront, etwa im Elsaß, eingesetzt wurde, um im günstigen Fall im April 1945 in amerikanische Gefangenschaft geraten und dann Ende 1946 entlassen zu werden; vgl. Albert F. Billerwerder, 2.1.1949. Vgl. auch Erich M., Peine, 4.1.1949. Vgl. auch das Beispiel Werner K. (Blankenese, 16.1.1949): Der ehemalige Kradmelder der 1. Kompanie war im Februar 1945 verwundet und in ein »Heimatlazarett« im Bayerischen Wald verlegt worden, wo er auch das Kriegsende erlebte und nach einigen Monaten in amerikanischer Gefangenschaft entlassen wurde. »Im Oktober 1946 heiratete ich ein Mädel aus der Eifel und arbeite jetzt hier in Blankenese in meinem Beruf als Bauklempner.«

anderen Einheit hatten durchschlagen können oder in Gefangenschaft geraten waren, sei »zu 100 % damit zu rechnen, daß sie auf dem Fluchtwege von russischen Kugeln erfaßt worden sind«⁶⁵. An einen anderen Fall erinnerte sich ein Heimkehrer in Schleswig 1950: Unter der Führung eines Leutnants erlebten neun Mannschaftsdienstgrade und Unteroffiziere den 8. Mai in einer »Fluchtgruppe«. Drei Tage darauf starb der erste Flüchtling bei einer Schießerei, zwei kamen wenig später um, die restlichen sechs gerieten in Gefangenschaft und kamen bei Riga in das Lager 277/XII, aus dem sie erst vier Jahre später entlassen werden sollten⁶⁶.

Die sogenannten Endkampfgefangenen besaßen eine Überlebenschance von 80 Prozent⁶⁷. Das festzuhalten heißt nicht, die Belastung des Betroffenen geringzuschätzen. Die Heimkehrerbriefe legen insofern Zeugnis von der Erfahrungsvielfalt auch dieses Aspekts des Kriegsgeschehens ab. Die meisten Soldaten der Kurland-Armee – auch das ist ein bewußtseinprägendes Element – marschierten nach der Kapitulation ihrer Einheit jedoch wie der Kompaniechef in der Schwere Panzerjäger-Abteilung 666 geordnet und unter der vertrauten deutschen Führung in tagelangen Fußmärschen zum nächsten Auffanglager. Von dort ging es mit der Eisenbahn in die Kriegsgefangenenlager des Archipel GUPVI. Allerdings trennten sich die Wege, weil die Offiziere, vor allem die Stabsoffiziere bis zu den Kriegsverbrecherprozessen von 1949 in separaten Lagern untergebracht wurden. Das gab nach der Heimkehr Anlaß zum Vergleich (Dok. 17).

Der Landser blieb jedenfalls zunächst in dem vertrauten Kreis der Kameraden. Den Großteil verschlug es zumindest vorübergehend in ein Gefangenenlager in Stalingrad, dort wurden jedoch viele »nach und nach auseinandergerissen«: Während die einen in andere Lager transportiert wurden, starben die anderen oder wurden als Unterernährte nach Deutschland geschickt⁶⁸. So oder so bildete »Stalingrad« einen Fixpunkt der Heimkehrerbriefe. Für die meisten Männer, die mit Meinhardt korrespondierten, war Stalingrad nicht die Chiffre für die Kapitulation der 6. Armee Anfang Februar 1943, sondern stand für ihr eigenes Schicksal nach dem Strecken der Waffen im Mai 1945.

Der Verlust der Kameradschaft drohte in der Gefangenschaft freilich noch von einer anderen Seite. Das Lager als eine »totale Institution« (Erving Goffman)⁶⁹ entwickelte seine eigene soziale Struktur und Organisation, in der auch deutsche Soldaten in Führungspositionen aufrückten. So gab es etwa in den etwa 2500 Einzellagern unterhalb der russischen eine deutsche Lagerleitung. Den ehemaligen militärischen Vorgesetzten wurde häufig noch einmal eine führende Rolle über-

⁶⁵ Heinz (?), Eutin, 6.1.1949.

⁶⁶ Theo L., Schleswig, 9.1.1950. Vgl. auch die Flucht-Erinnerung von Erik P., Lübeck, 23.6.1948.

⁶⁷ Peter Steinbach, Die sozialgeschichtliche Dimension der Kriegsheimkehrer, in: Heimkehr 1948 (wie Anm. 2), S. 325–340, hier: S. 332.

⁶⁸ Vgl. Max K., Immenstedt, 3.1.1950. K. war bis 1949 im Lager 5 (Stalingrad) mit vier Kameraden verschiedener Kompanien seiner Abteilung zusammen. Im Mai wurde er mit anderen nach Charkow verlegt, wo er im Straßenbau eingesetzt wurde. Von dort wurden sie Ende 1949 nach Deutschland gebracht. Auch Robert U. (Hamburg, 2.3.1947) hob diesen Moment in der Kriegsgefangenschaft als Mittel der Peiniger hervor: »fast alle [sind] auseinandergerissen worden, und keiner ist mit Kameraden der Kp., geschweige denn der Abt. zusammengeblieben. Taktik des Russen.« Fälle von Selbstjustiz gegenüber Kameradenschindern auf dem Rücktransport, die es auch gegeben hat, werden nicht erwähnt.

⁶⁹ Erving Goffman, Asyle. Über die soziale Situation psychiatrischer Patienten und anderer Insassen, Frankfurt a.M. 1973, S. 13–23.

tragen. Eine neue Führungsschicht bildeten wenig später einzelne »Antifaschisten« und (bis Ende 1945) die Funktionäre des Nationalkomitees Freies Deutschland. Diese waren unter den Heimkehrern nicht wohlgekommen. Sie galten bereits der NS-Propaganda als Verräter, waren sie doch bereits während des Krieges als Propagandisten an der Front eingesetzt gewesen, um die Deutschen zum Überlaufen zu bewegen⁷⁰. Die Mitarbeit in den antifaschistischen Gruppen versprach Vergünstigungen. Wer zur »Lagerprominenz« gehörte, durfte auf Arbeiterleichterung, Verbesserung der Ernährung, ja auf baldige Heimkehr hoffen. Antifaschismus stand deshalb im Verdacht, das Lippenbekenntnis von Opportunisten zu sein, die um ihres Vorteils willen die Seite gewechselt hatten (Dok. 34). Erst ab 1949 sollte der Paketverkehr mit den »Liebesgaben« dieses soziale System unterlaufen und eine neue Hierarchie schaffen – da jedoch waren die Überlebenden 666er und ihre Kameraden längst zu Hause.

Die größte Wut allerdings richtete sich auch im Rückblick gegen jene deutschen Soldaten, die auf dem Rücken ihrer Kameraden der Lagerleitung zu Diensten waren und sich rücksichtslos den »Nachschlag« sicherten. Weniger politische Überzeugungen als die Determinanten des täglichen Überlebenskampfes brachten den »Kameradenschinder« dazu, seinen Vorteil auf Kosten der übrigen Gefangenen zu suchen (Dok. 34). Der Hunger stellte den Zusammenhalt auf seine härteste Bewährungsprobe, die nicht jeder bestand, auch nicht jeder Offizier – was noch im nachhinein den Landser besonders empörte (Dok. 29). Die Briefe spiegeln hier ein Phänomen wider, das in der weichzeichnenden Kriegsliteratur weitgehend ausgeblendet wurde. Daß der Feind in den eigenen deutschen Reihen stand und nicht nur in Gestalt des sowjetischen Bewachers oder des abtrünnigen deutschen Kommunisten auftauchte, wollte in den fünfziger Jahren nicht so recht in die öffentlichen Geschichten der Gefangenschaft passen. Anders als in den meisten veröffentlichten Berichten, von denen die Rede war, wurden in der privaten Korrespondenz diese zum Teil gewaltsamen und tödlichen Auseinandersetzungen in den Lagern angesprochen, die es zwischen Anhängern und Gegnern des NS-Regimes im Gewahrsam auch der westlichen Alliierten gab⁷¹. Der vertrauliche Briefwechsel zeigt, daß die öffentliche »Beschwörung kameradschaftlich durchgehaltener Solidarität ein Mythos« war⁷².

Diese differenzierte Darstellung sollte in den fünfziger Jahren selten werden, als die Geschichte der Kriegsgefangenschaft auf eine Leidensgeschichte reduziert wurde. Die nuancierte eigene Erfahrung sperrte sich zudem gegen die Tendenz, der Lagererfahrung einen anthropologischen Grundzug zu geben und sie in eine Leidensgeschichte des Individuums zu verkehren, das dem Bösen hilflos ausgeliefert ist. Den Heimkehrer erzürnte der Raubbau an seinem Körper unter Bedingungen der Knechtschaft. Das zeigt der Stoßseufzer eines Heimkehrers in Lübeck 1948: »Hoffen wir, daß die ganze Schweinerei, diese größte Sklavenhalterei der Weltgeschichte, umgehend ein Ende nimmt⁷³.« War es Zufall, daß ein Berliner Heim-

⁷⁰ Zur NS-Propaganda und zur Rezeptionsgeschichte des NKFD in der DDR und der Bundesrepublik vgl. Peter Steinbach, Das Nationalkomitee Freies Deutschland und der Widerstand gegen den Nationalsozialismus, in: Ders., Widerstand im Widerstreit. Der Widerstand gegen den Nationalsozialismus in der Erinnerung der Deutschen. Ausgewählte Studien, 2. Aufl., Paderborn 2001, S. 257–289.

⁷¹ Vgl. nur Arnold Krammer, Deutsche Kriegsgefangene in Amerika 1942–1946, Tübingen 1995.

⁷² Steinbach, Dimension (wie Anm. 67), S. 334 f.

⁷³ Erik P., Lübeck, 23.6.1948.

kehrer im Kontext seiner Lagergeschichte stets »R.« und »r.« schrieb, um ›Rußland‹ bzw. »russisch« nicht ausschreiben zu müssen⁷⁴?

In der bis 1947 währenden Hungerphase herrschte infolge des jahrelangen Krieges auf dem sowjetischen Territorium auch unter der einheimischen Bevölkerung Lebensmittelknappheit. Für die Kriegsgefangenen barg das Ernährungsproblem Risiko und Chance zugleich. Einerseits hatten die Heimkehrer die Gefahr des Verhungerns, der sie bislang entgangen waren, alltäglich vor Augen. So bezifferte ein Heimkehrer die Zahl der an Unterernährung Gestorbenen in ›seinem‹ Lager für den Herbst 1945 mit 800 in einem Vierteljahr⁷⁵. Andererseits öffnete sich dem Unterernährten ein Weg über das Lager-Lazarett in die Heimat. Zu den früh Entlassenen zählten jene hungerleidenden Kriegsgefangenen, die als »Dystrophiker« auf der unteren Stufe der Tauglichkeitsleiter gelandet waren⁷⁶. Auszehrung und Wasserödeme, chronische Müdigkeit und Gedächtnisstörungen minderten ihren Nutzwert als Arbeitskraft, so daß sie nach Hause geschickt wurden, nicht ohne vorher ihrer restlichen Habseligkeiten beraubt zu werden. Da sich schnell herumgesprochen hatte, daß die unterernährten Arbeitsunfähigen als erste entlassen würden, kamen nicht wenige Gefangene auf den Gedanken, den eigenen Auszehrungsprozeß durch heimliche Nahrungsverweigerung zu beschleunigen. Selbstdystrophierung war deshalb kein ungewöhnliches Phänomen (Dok. 34)⁷⁷.

Für viele ehemalige Kurland-Soldaten, die auf diese Weise ›durchgekommen‹ waren, folgte der Repatriierung die Rekonvaleszenz. In vielen Briefen wurde deshalb über den Verlauf der eigenen Krankheit und des Gesundungsprozesses berichtet. Wiederholt baten die Heimkehrer den Apotheker Meinhardt, ihnen Medikamente zu schicken, die vor Ort nicht erhältlich waren. Von Verkrüppelungen erfährt der Leser der Briefe im Nebensatz, etwa wenn ein Rechtshänder sein verspätetes Beantworten mit der Umstellung auf seine linke Hand entschuldigt oder seine gelähmte Gesichtshälfte erwähnt, die »mich aber weiter nicht stört«⁷⁸.

Ehefrauen und Mütter zwischen Trauer, Stolz und Hoffnung

Nicht jeder ›Durchgekommene‹ überlebte Krieg und Kriegsgefangenschaft für lange Zeit. Auch der frühe Tod in der Heimat zählte zu den Kriegsfolgen und wirkte in seiner Isolation vom Kriegsgeschehen und nach der vermeintlichen Rettung besonders tragisch. Die Briefe bieten das Beispiel eines solchen Wechselbads der Gefühle für die Angehörigen, von der Freude über die Rückkehr des Sohnes zur Trau-

⁷⁴ Werner S., Berlin-Schöneberg, 8.8.1948, S. 1 f. »R.« und »r.« waren die einzigen Abkürzungen in dem vierseitigen Text. Vgl. etwa: »nach den Qualen in der r. Gefangenschaft« (ebd., S. 2).

⁷⁵ Rudolf A., Waltrop, 21.6.1948.

⁷⁶ Die gesundheitlichen Folgen der Kriegsgefangenschaft waren Gegenstand der medizinischen Literatur, vgl. etwa Kurt Gauger, *Die Dystrophie als psychosomatisches Krankheitsbild*, München 1952.

⁷⁷ Vgl. zu diesem Aspekt der ›Hungerkultur‹ Lehmann, *Gefangenschaft* (wie Anm. 54), S. 81–83.

⁷⁸ Heinz-W. L., Stade, 7.12.1946.

er nach seinem Tod⁷⁹. Immerhin besaßen die Hinterbliebenen in der Grabstätte einen symbolträchtigen Ort der Trauerarbeit. Sie konnten ihren Sohn oder Ehemann selbst bestatten, sein Grab aufsuchen und pflegen. Sie bestimmten auch die Inschrift des Grabsteins: »Lerne leiden ohne zu klagen« hatte ein Vater als Sinnspruch gewählt. Das entspreche dem Charakter seines Sohnes – es war wohl auch ein verzweifelter Appell an die eigene Adresse⁸⁰. Daß sie wußten, wo ihr Sohn oder Ehemann seine letzte Ruhe gefunden hatte, unterschied sie von den Angehörigen der irgendwo in Kurland oder in einem Lager von Stalingrad Gestorbenen. Hinterbliebene klagten in ihren Briefen an Meinhardt darüber, daß ihnen selbst dieses Letzte unbekannt blieb: der Ort, an dem der Soldat gefallen war, die letzten Worte des Sterbenden und gegebenenfalls die Umstände seiner Beerdigung. Wiederholt erreichten den ehemaligen Kompaniechef Fragen nach der Lage eines Grabes⁸¹. In einem Fall wurde eine Lageskizze angefertigt, auf der die Orte der Gefallenen markiert sind (Dok. 22)⁸². Manche Eltern eines Gefallenen bedauerten nachträglich die Zurückhaltung, die der Sohn in seinen Feldpostbriefen geübt hatte, so daß sie das Gefühl beschlich, auch von seinen letzten Lebensmonaten vor dem Tod nicht viel, jedenfalls wenig Persönliches zu wissen (Dok. 26).

Ob Trauer, ob Ungewißheit: Die psychische Belastung der Angehörigen ehemaliger Soldaten war groß; die Briefe sprechen in diesem Punkt gleichfalls eine deutliche Sprache. Ein Heimkehrer stellte 1949 bekräftigend fest: »Ich habe die seelische Krankheit, die auf den Menschen lastet, bei meinen eigenen Angehörigen gesehen⁸³.« Nicht nur die zurückgekehrten Männer waren von Krankheiten gezeichnet. Auch die Gesundheit der Frauen nahm Schaden, wenn die Befürchtung der Ehefrau oder Mutter zur Gewißheit geriet und sie nach dem Lesen eines Briefes ihre Hoffnung auf die Heimkehr des Mannes bzw. Sohnes begraben konnten⁸⁴. Die Todesnachricht hatte andauernde gesundheitliche Folgen für die Frauen: Meinhardt erfuhr von monatelanger Nervosität, von Zusammenbrüchen und Krankenhausaufenthalten. Der psychosomatische Druck erhöhte sich noch, wenn der Tod des Mannes mit weiteren Schicksalsschlägen wie dem natürlichen Tod eines Elternteils zusammentraf – womöglich vor dem Hintergrund der Doppelbelastung von Berufstätigkeit und Kindererziehung (Dok. 40). Sobald der Mann zur Wehrmacht eingezogen worden war, hatten Frauen eine veränderte Rolle als berufstätiger Haushaltsvorstand und als sogenannte alleinerziehende Mutter übernehmen müssen. Während die Frau im Krieg mit dem Heimaturlaub ihres Mannes rechnen konnte, blieb der Angehörigen eines Vermißten oder Kriegsgefangenen in der zweiten Hälfte der vierziger (und in den fünfziger Jahren) nur das Vertrauen auf die plötzliche Rückkehr des Mannes und Vaters (Dok. 7). Diese Hoffnung auf eine »gute Nachricht«, die auch von Meinhardt erwartet wurde, »macht mich stark da, wo ich als doppelte Person stehen muß«, schrieb die Frau eines Soldaten, der in Libau zurückgeblieben und seitdem verschollen war. Ihre fünf Kinder waren nicht nur eine Last, sondern »bisweilen meine einzige Freude«⁸⁵.

⁷⁹ Vgl. das Schreiben des Vaters eines Heimkehrers, der kurz nach dem Tod seiner Mutter starb: Franz H., Friedrichshof, 20.2.1948.

⁸⁰ Franz H., Friedrichshof, 20.2.1948.

⁸¹ Werner B., Elberfeld, 31.12.1947, S. 2.

⁸² Vgl. die Bitte um Karten von Kurland: Werner B., Elberfeld, 31.12.1947, S. 2.

⁸³ Friedo G., Wörpedorf, 23.11.1949.

⁸⁴ Vgl. den Fall von Emilie B. ([o.O.] 28.9.1949), die seit der Todesnachricht »Herz- und Nervenleiden« hatte.

⁸⁵ Käthe B., Kratzenburg, 1.1.1949.

So wie die Soldaten in Stalingrad nicht wußten, ob ihre Angehörigen noch lebten, so lebten die Angehörigen in Unwissenheit über das Schicksal der Soldaten. War bereits der Kontakt aus Kurland durch den Zusammenbruch unterbrochen worden, gab es erst ab dem Frühjahr 1946 Lebenszeichen aus dem Lager, wenn auch zumeist in der kryptischen Form der zensierten Postkarte des DRK. Ungewißheit bildete den Nährboden für Gerüchte über die bevorstehende Repatriierung bzw. über die mögliche Heimkehr des Vermißten. Neue Nachrichten von anderen Heimkehrern brachten den Wartenden indessen nicht zwangsläufig Gewißheit, sondern verstärkten die Zweifel, wenn sie einander widersprachen. Das wiederum erschütterte die Bereitschaft der Angehörigen, neuen Nachrichten Glauben zu schenken. Meinhardts Rundschreiben hatten deshalb auch den Zweck, den destabilisierenden Gerüchten entgegenzuwirken. 1949/50 häuften sich die Schreiben der Ehefrauen und Mütter, die mittlerweile Klarheit über den Tod ihres Mannes bzw. ihres Sohnes erlangt hatten oder deren Ungewißheit einen Punkt erreicht hatte, an dem sich der Wunsch nach sicherer Kenntnis des Todesdatums und -ortes vor die schwindende, wenngleich noch nicht ganz aufgegebene Hoffnung auf Heimkehr schob. Materielle, versorgungsrechtliche Fragen wie ein möglicher Rentenanspruch oder Erbangelegenheiten erhöhten die Belastung⁸⁶. Durch eine eidesstattliche Todeserklärung einen Schlußstrich unter die Monate und Jahre der Hoffnung zu setzen schien mancher Frau ein Verrat, den sie nicht oder noch nicht begehen wollte. Durch Unstimmigkeit zwischen der Mutter des Vermißten und seiner jungen Ehefrau über den Umgang mit der anhaltend unklaren Situation konnten zusätzliche familiäre Krisen ausgelöst werden (Dok. 40).

Andere Frauen dagegen drängten auf Klärung, um ihr eigenes Leben nach längerem Warten wieder planen zu können. Frau G., die im Frühjahr 1949 endlich Gewißheit erhielt, daß ihr Mann vier Jahre zuvor in Kurland »sein Leben lassen mußte« und südwestlich von Tuckum beerdigt worden war, zeigte sich traurig und erleichtert zugleich. »So schmerzlich mir diese Gewißheit auch ist, so bin ich doch froh, daß ich nun über sein Schicksal unterrichtet bin und diese bange Ungewißheit zu Ende ist.« Ihr blieb nur, Meinhardt zu bitten, in einem folgenden Rundschreiben den »alten Kameraden« für ihre Hilfe zu danken, »das Dunkel zu lichten«⁸⁷. Wiederholt wählten die Betroffenen die dichotomische Metapher von Hell und Dunkel, um die beiden Seiten des Stimmungszustandes zu kennzeichnen. So dankte ein Heimkehrer Meinhardt für sein Bemühen, die Angehörigen von Vermißten aufzuklären und »Licht in das Dunkel zu bringen, in dem noch heute viele Angehörige leben«⁸⁸.

Aus den Mitteilungen der Frauen, die sich vereinzelt an den ehemaligen Kompaniechef des gestorbenen Angehörigen wandten, läßt sich wiederum auf ein Netz weiblicher Angehöriger ehemaliger Soldaten schließen. Auch die Frauen der Vermißten standen untereinander in Briefkontakt⁸⁹. Offizierwitwen, die besser gestellt

⁸⁶ Vgl. wiederum den Fall von Emilie B. ([o.O.] 28.9.1949), die im April 1948 einen ersten, noch unsicheren Hinweis auf den Tod ihres Mannes erhalten hatten, aber erst am 17.1.1949 glaubhaft erfuhr, daß ihr Manne bereits am 20.3.1945 in Frauenburg (Kurland) gefallen war. Für die mehrfache Mutter war das Warten auf die eidesstattliche Erklärung besonders schwer: »wenn man 4 Kinder hat, im Alter von 6–13 Jahr, weiss jedes, was das kostet, u. bevor ich nichts genaues in der Hand habe, bekomme ich nichts.«

⁸⁷ Ludvina G., [o.O.], 29.5.1949.

⁸⁸ Friedo G., Wörpedorf, 23.11.1949.

⁸⁹ Vgl. [Ehefrau von Heinz H.], Geilhausen, 5.9.1948. Die letzte Nachricht von ihrem Mann datierte auf Februar 1948.

waren als die Angehörigen der ehemaligen Untergebenen der Offiziere, ließen es sich angelegen sein, zu Weihnachten Geschenke zu machen. »Riesig gefreut« hatte sich beispielsweise die Flensburger Familie eines Gefreiten über ein »großes Paket« einer Majorswitwe mit Lebensmitteln und Kinderkleidung⁹⁰.

Wo die Heimkehr zugleich Rückkehr zu der eigenen Familie bedeutete, standen Erwartung und Erfahrung des Heimkehrers nicht selten in einem Spannungsverhältnis. Auf der einen Seite ging es um die im Krieg und in der Gefangenschaft genährte Sehnsucht nach einem harmonischen Familienleben. Wo von den Ehe- und Familienverhältnissen berichtet wurde, erschienen das Zusammensein mit Braut, Schwiegermutter und Schwager als langersehntes, »richtiges Familien-Idyll«, in dem der Heimkehrer von der Ostfront noch Ende der vierziger Jahre hoffte, »vielleicht jetzt ruhig« werden zu können (Dok. 35).

Auf der anderen Seite wurde diese Erwartung nicht selten dadurch enttäuscht, daß die Familie der Nachkriegszeit eher eine um Ausgebombte, Flüchtlinge oder Vertriebene erweiterte »Notgemeinschaft« auf engem Raum war. Der zurückkehrende Ehemann und Vater mußte oftmals feststellen, daß der Wandel des Geschlechterverhältnisses und auch der Kinderrolle seine Reintegration erschwerte⁹¹. Wenngleich sich die Gefangenen in den Jahren der Trennung lang nach ihrer Frau gesehnt hatten, bewirkte eben jene Trennung eine Entfremdung. Ein ehemaliger 666er, der nach über zwei Jahren Lagerleben in Stalingrad zurück nach Münster gekommen war, vertraute Meinhardt an: »Unsere Wiedersehensfreude war groß, doch durch die langen Jahre waren wir uns vollständig fremd geworden« (Dok. 34). In einem anderen Fall findet sich ein Hinweis in einem Nebensatz, in dem ein Heimkehrer als Entschuldigung für sein langes Schweigen erwähnt, daß er »mit [s]einer Scheidung [...] zu kämpfen hatte«⁹². Im Vergleich zu anderen Themen blieb das Ehe- und Familienleben jedoch im Hintergrund. Das lag nicht nur an den Grenzen des freundschaftlich-kameradschaftlichen Verhältnisses, sondern einfach auch daran, daß die zumeist jungen Heimkehrer mehrheitlich vor der Eheschließung und der Familiengründung standen oder erst vor kurzer Zeit geheiratet hatten. Von einer reinen Männerwirtschaft hatten die Heimkehrer jedenfalls genug, »denn das Leben als Junggeselle in möblierten Zimmern ist doch alles andere wie schön.« Der bei Kriegsende 31jährige ehemalige Kompaniechef indes blieb lange unverheiratet – trotz des Drängens seiner Kameraden⁹³.

⁹⁰ Hans K., Flensburg, 22.1.1949. Auch andere erhielten von ihr – wohl durch Meinhardts Vermittlung – ein Weihnachtspaket, vgl. Walter Z., Bergen, 12.2.1949.

⁹¹ Vgl. Elizabeth D. Heineman, *What difference does a Husband make? Woman and Marital Status in Nazi and Postwar Germany*, Berkeley 1999; Franka Schneider, *Ehen in Beratung*, in: *Heimkehr 1948* (wie Anm. 2), S. 192–216. Die Bedeutung der Familie als »Determinante der Erinnerung« betont Neumann, *Nicht der Rede wert* (wie Anm. 9).

⁹² Artur L., Lüchow, 27.9.1949.

⁹³ Werner B. an W. Meinhardt, Wuppertal-Elberfeld, 31.12.1947, S. 1. Hier auch das Zitat. B. war jedoch nicht beunruhigt: »das Bild am Bett meines Kp.Chefs ließ ja erkennen, daß er nicht prüde war.«

Kriegserfahrung und Friedenserwartung

Die Heimkehr aus dem Krieg und aus der Gefangenschaft, um die es hier geht, war ein herbeigesehntes Ereignis – im Gegensatz zu der Heimkehr aus dem Konzentrationslager oder von der Stätte der Zwangsarbeit, wenn sie den skeptischen Heimkehrer häufig als »Displaced Person« an den Ort zurückführte, an dem die Unterdrückung ihren Ausgangspunkt hatte. Den natürlichen Fluchtpunkt der Erzählungen von dem persönlichen Kriegsende bildete deshalb die Ankunft vor der Tür eines Angehörigen in der Heimat. Aber: Die Zeit, in der die triumphale Rückkehr der Kriegshelden gefeiert wurde, war seit der deutschen Niederlage bei Stalingrad, spätestens jedoch seit der bedingungslosen Kapitulation vorbei. Mit der Anerkennung der Gesellschaft war, wie oben erörtert, zumindest in den ersten zwei, drei Nachkriegsjahren nicht mehr ohne weiteres zu rechnen. Die Legende des im Felde unbesiegten Heeres, die nach dem Ersten Weltkrieg ihre Sumpfbüten getrieben hatte, blieb in dieser Form nach der totalen Niederlage von 1945 ohne Chance. Besonders schwer traf es zudem jene Heimkehrer, die zurück nach »Deutschland«, nicht jedoch zurück in ihre Heimat kehrten. Diese ehemaligen Soldaten und Kriegsgefangenen kamen als Heimkehrer und Flüchtlinge zugleich. Dem Lagerleben folgte die Existenz in einer Flüchtlingsfamilie⁹⁴.

Zwar schlägt sich in manchen Briefen die Enttäuschung darüber nieder, daß die Gesellschaft ihren Soldaten den fälligen Dank verweigere. Der Tenor lautet jedoch anders. Weil für die überwiegend jungen Männer der Krieg nicht mit der eigenen militärischen Laufbahn zusammenhing, sie also im Unterschied zu älteren Berufssoldaten ihr Ansehen und Selbstwertgefühl nicht auf den beruflichen Erfolg innerhalb des NS-Regimes gründeten, waren sie eher bereit, sich mit den neuen Verhältnissen zu arrangieren. Viele Mitteilungen zeigen, daß die Heimkehrer spätestens nach ihrer Gesundung einen Platz in der Nachkriegsgesellschaft gefunden hatten. Politisch radikale Meinungen scheinen in den Zuschriften kaum durch, was typisch für die Gesamtsituation nach 1945 ist. In zahlreichen Schreiben finden sich vielmehr aufmunternde Schlußworte, die sowohl von der tief empfundenen Fragilität der Lebenssituation als auch von dem Vertrauen auf eine bessere, eine gute Zukunft zeugten.

Das gemeinsame Kriegserlebnis diente hier als das Erfahrungsfundament, auf dem der Optimismus ruhte, die anstehenden Probleme über kurz oder lang zu meistern. Das Wissen, die Lebensgefahren von Krieg und Gefangenschaft überstanden zu haben, vermittelte die Zuversicht, daß auch die Hürden des Friedens in der westdeutschen Gesellschaft genommen werden könnten – schon vor der Währungsreform (Dok. 4). Bezeichnend ist die Art, wie sich ein Heimkehrer aus Wuppertal, dessen Baufinanzierung nach der Währungsreform ins Stocken geraten war, in einem Schreiben an einen vertrauten Dritten selbst Mut zusprach. »Als

⁹⁴ Ein Beispiel schildert der Sohn eines ehemaligen Stadtobersekretärs im Warthegau, dessen Vater sich nun in Bergen-Belsen für einen knappen Monatslohn von 100 Mark auf dem »Schießplatz« der Engländer durchschlug. Die Familie wohnte mit einer Tante in einem 12qm großen möblierten Zimmer, bevor dem Sohn im selben Haus ein eigenes Zimmer zugewiesen wurde (Walter Z., Hustedt [bei Celle], 23.3.1948, S. 2 f.).

Soldat habe ich manchmal da gestanden und hatte nicht mehr, wie ich auf dem Körper trug. Und doch bin ich wieder zu etwas gekommen. So wird es heute auch gehen. Das alles bedeutet natürlich für mich Arbeit, Arbeit und nochmals Arbeit, die ich ja auch nicht scheue⁹⁵.« Der hier im Privaten artikulierte Wille, sich trotz der körperlichen und seelischen Belastungen in die Arbeitswelt einzufügen, kann auch als ein Echo auf die öffentlich formulierte Erwartung der Gesellschaft verstanden werden. Vor allem Politiker forderten von den Heimkehrern die tatkräftige Unterstützung des Wiederaufbaus durch Männer, die aufgrund ihrer Kriegs- und Gefangenschaftserfahrung für den zähen Einsatz im Frieden geradezu prädestiniert seien. Die Briefe zeigen das Kontinuum einer ungebrochenen Leistungsbereitschaft, die über den Mai 1945 weit hinausreichte.

Auf dem Arbeitsmarkt waren die Heimkehrer grundsätzlich willkommen, um in den ersten Nachkriegsjahren den Mangel an Facharbeitern in der Schlüsselindustrie zu beheben und so den Wiederaufbau voranzutreiben. Die Arbeitsämter vermittelten die ehemaligen Kriegsgefangenen, in der britischen Besatzungszone beispielsweise in den Ruhrkohlebergbau, in der SBZ nicht zuletzt in das gewaltige, zur Gewinnung von Uran gegründete Reparationsunternehmen »Wismut AG«. In den drei Westzonen blieb die Arbeitslosigkeit trotz der Millionen Kriegsheimkehrer und Flüchtlinge bis 1948 fast bedeutungslos; erst nach der Währungsreform und der Wiedereinführung der Marktwirtschaft verdoppelte sich die Zahl der Arbeitslosen vor allem aufgrund des Rationalisierungszwangs innerhalb eines halben Jahres auf 937 000⁹⁶. Wie die Briefe zeigen, griffen die Männer auch auf die im Krieg geknüpften persönlichen Beziehungen zurück, wenn es um die Arbeitssuche ging⁹⁷. Schwieriger war dagegen der Versuch, ein Studium aufzunehmen, blieben doch ehemalige Wehrmachtsoldaten zunächst aus den Hörsälen verbannt (Dok. 27).

In den ersten fünf Jahren nach Kriegsende mußte es aus politischen Gründen noch abwegig scheinen, über eine mögliche Wiederverwendung in der Armee zu diskutieren. Schon deshalb fiel unter den Heimkehrern über eine mögliche Umkehr in die Welt des Militärs kein Wort; wem die Rückkehr in die zivile Arbeitswelt gelungen war, dem, so darf für die »einfachen« Soldaten angenommen werden, stand nicht der Sinn nach einer neuen Uniform. Als zehn Jahre nach Kriegsende der »deutsche Verteidigungsbeitrag« ehemaligen Soldaten die Möglichkeit eröffnete, in den Reihen einer neuen deutschen Armee Dienst zu tun, sollte sich mindestens einer der Kurland-Heimkehrer für die Bundeswehr als Arbeitsplatz entscheiden⁹⁸.

⁹⁵ Werner B., Wuppertal-Elberfeld, 3.10.1948.

⁹⁶ Manfred Görtemaker, *Geschichte der Bundesrepublik Deutschland. Von der Gründung bis zur Gegenwart*, München 1999, S. 157 f.

⁹⁷ Vgl. die Bitte an Meinhardt um Vermittlung und Hilfestellung bei der Arbeitssuche: Hans B., 22.3.1948, der sich lange vergeblich um eine Anstellung in der Verwaltung bemüht hatte und als Buchhalter seit 1947 bei einer alliierten Behörde sein Brot verdiente.

⁹⁸ So berichtet ein alter Kamerad von einem Treffen mit B., der sich mit seiner Einheit auf einem nahegelegenen Truppenübungsplatz aufgehalten habe; Walter [...?], Katensen, 22.5.1958.

3.2 Beredtes Schweigen

Nicht nur das Erzählen, auch das Verstummen der ›Durchgekommenen‹ ist vielsagend. Deshalb lohnt schließlich die Frage, was in den Heimkehrerbriefen *nicht* angesprochen, was verschwiegen wurde? Drei blinde Flecken fallen auf: der Krieg als Kampf, das Verhältnis von Nationalsozialismus und Wehrmacht sowie die Schuldfrage. Alle drei unterbanden die Rede von Kriegsverbrechen.

Erstens blieben die eigentlichen Kriegshandlungen in den Erzählungen aus Kurland weit im Hintergrund. Was es für den Einzelnen bedeutete, angesichts der sicheren Niederlage auf »verlorenem Posten« weiterzukämpfen, geht aus den Briefen nicht explizit hervor. Das Gefühl der Angst schleicht sich erst mit dem Moment der Gefangennahme zwischen die Zeilen – hatte nicht die NS-Propaganda getönt, der Russe mache keine Gefangenen? Über Furcht an der Front sprachen die Kameraden nicht. Oder konnte die Todesangst im Krieg durch das eigene, gewaltsame Handeln ein Stück weit abgebaut werden? Allein das Sterben der Kameraden, nicht jedoch das aktive Töten des Gegners und das massenhafte Sterben der Zivilisten hielten die ehemaligen Panzerjäger für erwähnenswert. Daß die letzten Kriegsmomente nicht nur eine Zeit der Kameradschaft und der Zugabende waren, schimmert immer dann durch, wenn die Heimkehrer auf die persönliche Erfahrung des Krieges hinwiesen, um ihre Zuversicht im Kampf gegen die Widrigkeiten des Alltags der Nachkriegszeit lebensgeschichtlich zu untermauern. Anders als manche Feldpostbriefe zeigte die Korrespondenz der Heimkehrer also kaum »das andere Gesicht des Krieges«⁹⁹, und der Befund steht quer zu dem durch lebensgeschichtliche Interviews gewonnenen Ergebnis, daß für den fronterfahrenen Mannschaftssoldaten Krieg beinahe gleichbedeutend mit Kampf war¹⁰⁰.

Zweitens sind die Texte weitgehend frei von expliziten politischen oder moralischen Überlegungen. Der Nationalsozialismus, das NS-Regime und Hitler wurden mit keiner Silbe erwähnt. Welche Rolle spielte eigentlich die Wehrmacht innerhalb der Diktatur? Was waren die Ursachen des Krieges? Wie konnte es zu den Kriegsverbrechen gerade im Osten kommen? Diese naheliegenden Fragen warf kein Heimkehrer auf und auch kein Angehöriger¹⁰¹. Das mag an der vor allem unter den Soldaten verbreiteten Auffassung gelegen haben, nicht für Hitler und ›seine‹ nationalsozialistische Diktatur, sondern für das »Vaterland« gekämpft zu haben und selbst Opfer eines Verrats geworden zu sein (Dok. 37). Ein Oberfeldwebel zeigte sich 1947 stolz auf die eigene Leistung als Zugführer einer Panzerjägerkompanie und fassungslos angesichts der Anfeindungen: Man habe doch nur seine »Pflicht getan, warum dieses Ende?« (Dok. 4)¹⁰². Mit der Konstruktion des ebenso unpolitischen wie patriotischen Soldaten konnte der Krieg dann auch in der privaten Korrespondenz thematisiert werden, ohne daß vom Nationalsozialismus gesprochen werden mußte. Diese private Interpretation entsprach der öffentlichen

⁹⁹ Vgl. Das andere Gesicht des Krieges: Deutsche Feldpostbriefe 1939–1945, hrsg. von Ortwin Buchbeider und Reinhold Sterz, 2., durchges. Aufl., München 1983.

¹⁰⁰ Schröder, Jahre (wie Anm. 9), S. 624.

¹⁰¹ Meinhardt (Rundbrief, Dezember 1948) versicherte wiederum, mit seiner Adressensammlung »keinerlei weitere Absichten weder politischer noch sonstwelcher Art« zu verfolgen, »da ich in meinem Beruf als Apotheker vollauf zu tun habe.«

¹⁰² Eine Offizierwitwe berichtete denn auch, daß sie Anfeindungen wegen des Eisernen Kreuzes ihres Mannes »gerne und mit Stolz« ertragen habe (Dok. 40).

Deutung. Daß es unter den Heimkehrern aus Kurland – wie in der übrigen Bevölkerung – ideologische Überhänge aus der Zeit vor 1945 gab, zeigt die antisemitische Bemerkung eines Heimkehrers zum Aufbruch der Juden aus Bergen-Belsen nach Palästina mit erschreckender Deutlichkeit (Dok. 35).

Grundsätzlich gilt auch für die vorliegenden Heimkehrerbriefe, daß vor allem Handlungen, Ereignisse und Geschehensabläufe, weniger die Selbstreflexion und die Beschreibung der eigenen Gefühle im Mittelpunkt stehen. Das entspricht dem Befund der Erzählinterviews mit ehemaligen Mannschaftssoldaten und ist nicht zuletzt ein schichtenspezifisches Merkmal¹⁰³. Die selbstgewählte Perspektive »von unten« ließ zudem den Blick über den Tellerrand gar nicht zu. Die Heimkehrer verengten in ihrer privaten Korrespondenz das Blickfeld so sehr, daß für weitreichende Fragen nach der politischen und moralischen Verantwortung, der eigenen zumal, kein Platz blieb.

Drittens wurde die Frage der moralischen und politischen Schuld, die ja die deutsche Öffentlichkeit in den ersten Nachkriegsjahren heftig bewegte, in den Briefen nicht diskutiert. Selbst die Trauer über den Tod der Angehörigen gab keinen Anlaß für Schuldzuweisungen. Die Klagen der Ehefrau nahmen nicht die konkrete Form einer Anklage des Regimes an, sondern richteten sich gegen die anonyme Macht eines »Schicksals«, das sich »so hart und unerbittlich« gezeigt hatte (Dok. 40). Zweifel gab es, das wurde bereits deutlich, an der moralischen Integrität einzelner im Hinblick auf ihr Verhalten gegenüber den *deutschen* Kameraden in der Kriegsgefangenschaft. Auf der anderen Seite fehlten die im öffentlichen Opferdiskurs üblichen Sinnzuweisungen. So galt beispielsweise der frühe Tod des Ehemannes der Frau als das Ergebnis eines ungerechten Fatums. Ein ehemaliger Leutnant, der bereits 1946 als Einkäufer bei »Telefunken« in Leipzig arbeitete, traf nicht ohne Bitterkeit die nüchterne Feststellung, »daß alle Opfer umsonst waren« (Dok. 11). Bezeichnenderweise ist es die Witwe eines Majors, die Meinhardt Einblick in ihre sinnstiftenden Deutungen des Kriegstodes gab. Zum einen folgte sie der militärischen Vorstellung, daß der Tod des Kommandeurs die notwendige Folge des Untergangs seiner Abteilung sei. Zum anderen versuchte sie, einen tröstlichen »Vorteil« des Todes im Frühjahr 1945 darin zu sehen, daß ihrem Mann vieles »erspart« geblieben sei – hier hatte sie wohl den unausgesprochenen Gedanken an einen möglichen späteren Tod in einem sowjetischen Lager im Hinterkopf (Dok. 8).

Außen vor blieben auch die »Anderen«. So oft die ehemaligen Kriegsgefangenen von der Gefangenschaft sprachen: Stets stand die eigene leidvolle Erfahrung und die der Wehrmacht-Kameraden im Mittelpunkt. Daß von den 5,7 Millionen sowjetischen Gefangenen in deutschem Gewahrsam 3,3 Millionen nicht überlebt hatten und daß die Wehrmacht bei der »Aussonderung« sowjetischer Gefangener mit den Einsatzgruppen kooperiert hatte: auch davon war nicht die Rede¹⁰⁴. Andererseits: Die Männer, welche die Kapitulation mehrheitlich im Kurland-Kessel erleben mußten, waren weit davon entfernt, sich selbst als Helden zu stilisieren, womög-

¹⁰³ Schröder, Jahre (wie Anm. 9), S. 624.

¹⁰⁴ Vgl. z.B. Christian Streit, Keine Kameraden. Die Wehrmacht und die sowjetischen Kriegsgefangenen 1941–1945 (Stuttgart 1978), Bonn 1997, S. 10; Osterloh, Sowjetische Kriegsgefangene (wie Anm. 16); ders., »Hier handelt es sich um die Vernichtung einer Weltanschauung ...« Die Wehrmacht und die Behandlung der sowjetischen Gefangenen in Deutschland, in: Die Wehrmacht (wie Anm. 2), S. 783–802; Reinhard Otto, Die Zusammenarbeit von Wehrmacht und Stapo bei der »Aussonderung« sowjetischer Kriegsgefangener im Reich, in: Ebd., S. 754–782.

lich mit Spurenelementen der nationalsozialistischen Kriegspropaganda und ihren Männlichkeitsbildern. Auch der Topos des *deutschen* Soldaten und seiner spezifisch nationalen Tugenden, der nach 1945 eine weniger verdächtige nationalistische Beschreibung der Wehrmachtangehörigen leistete, tauchte hier nicht auf¹⁰⁵. Eine bezeichnende Ausnahme bildete das Schreiben eines Vaters, der selbst als Soldat den Ersten Weltkrieg erlebt hatte. Der Repräsentant einer älteren, noch im Kaiserreich sozialisierten Generation sah in dem fürsorglichen Kompaniechef die Tugenden eines »*deutschen* Offiziers« verkörpert (Dok. 36)¹⁰⁶. Dem entsprechend waren die Briefe weitgehend frei von jenem larmoyanten Ton, der in dem öffentlichen Protest ehemaliger Stabsoffiziere und Generale gegen ihre vermeintliche »Diffamierung« durch die Alliierten über ihre Verantwortlichkeit hinwegtäuschen sollte.

Die wohlthuende Abwesenheit nachträglicher Selbststilisierung in den vorliegenden Briefen ehemaliger Mannschaften und Subalternoffiziere aus Kurland weist auf einen letzten Aspekt hin: den Gegensatz zum Kurland-Mythos der Nachkriegszeit. Wie verhalten sich die individuellen Erzählungen einer spezifischen Gruppe zu den narrativen Konstruktionen im Kampf um die öffentliche Deutung des Krieges in der Bundesrepublik der fünfziger und sechziger Jahre? Hier lohnt der knappe, beispielhafte Ausblick auf die Kriegsliteratur, die ein ebenso apologetisches wie heroisierendes Bild des Kriegsendes im Osten zeichnen sollte. In den fünfziger und sechziger Jahren lieferte ein Autor wie Werner Haupt, selbst Soldat im Baltikum, in mehreren Monographien eine eigenwillige Interpretation. Er überhöhte die Heeresgruppe Kurland, die das Ende des deutschen Angriffskrieges in einem kläglichen Kessel erleben mußte, zu der letzten Bastion, die »bis zum bitteren Ende das alte deutsche Ordensland im Osten verteidigen« sollte¹⁰⁷. Zwar habe das Gebiet zum Nachteil der Soldaten einen »typisch-ostischen Einschlag« gehabt, der Anblick »der sauberen Städte und Dörfer« indes habe die Entbehrungen der Frontsoldaten gemildert. Das sinnlose Sterben der jungen Soldaten, von dem die Kameraden wenig prosaisch berichteten und das die Angehörigen mit Trauer erfüllte, geriet zu einem sinnvollen Blutvergießen, das die Wehrmachtsoldaten mit den Rittern des Deutschen Ordens auf mystische Weise verband¹⁰⁸. Nicht zufällig hatte das noch im Frühjahr 1945 kreierte Ärmelband »Kurland« das Hochmeisterwappen des »Deutschen Ritterordens« gezeigt¹⁰⁹. Hier wurde die geschichtsphilosophische Überhöhung des Krieges in der Diktion der NS-Propaganda kurzerhand fortgeschrieben, wie sie zuletzt im Wehrmachtbericht vom 9. Mai 1945 aus dem

¹⁰⁵ Vgl. Jörg Echternkamp, »Verwirrung im Vaterländischen«? – Nationalismus in der Nachkriegszeit (1945–1960), in: Die Politik der Nation. Deutscher Nationalismus in Krieg und Krisen, hrsg. von Jörg Echternkamp und Sven Oliver Müller, München 2002 (i.Dr.).

¹⁰⁶ Meine Hervorhebung, J.E. Das paßt zu dem Ergebnis einer literaturwissenschaftlichen Auswertung der Kriegsliteratur, die einen signifikanten Zusammenhang zwischen Karrieredaten und der Neigung feststellt, Soldatentum und Politik zu trennen: Je höher der Dienstgrad, desto stärker wurden soldatische Tugenden und Leistungen unabhängig von ihrem nationalsozialistischen Kontext herausgestellt. Sekundärtugenden wie Pflichterfüllung, Treue, Tapferkeit besaßen dagegen in den Texten, die Unteroffiziere und Mannschaften zwischen 1945 und 1961 vorgelegt hatten, nur einen geringen Stellenwert. Düsterberg, Soldat und Kriegsliteratur (wie Anm. 15), S. 101 f.

¹⁰⁷ Werner Haupt, Kurland. Die letzte Front – Schicksal für zwei Armeen, Bad Nauheim 1959, S. 68. Der Band bildete den Auftakt für eine Reihe des Podzun-Verlages zum Zweiten Weltkrieg.

¹⁰⁸ Ebd., S. 52.

¹⁰⁹ Vgl. die Abbildung in: Haupt, Das war Kurland (wie Anm. 22), S. 188, 195.

Volksempfänger gedroht hatte¹¹⁰. In dem breiteren Rahmen eines Deutungsmusters, das den Überfall auf die Sowjetunion als Kampf des christlichen Abendlandes gegen die asiatischen Barbaren hinstellte, war in der Kurland-Literatur zu lesen, daß die deutschen Soldaten mit dem Ziel gekämpft hätten, die »letzte Bastion im Osten gegen den anstürmenden Bolschewismus zu verteidigen«. Die Beteiligung baltischer Freiwilliger deutete Haupt im Rückblick als ein Symbol dafür, daß der Kampf »nicht um deutsche Interessen mehr, sondern für die Freiheit der Menschheit geführt wird [sic!]«¹¹¹.

Mehr noch: Der Einsatz in Kurland wurde zu einem Inbegriff des »verlorenen Sieges«. Das Paradoxon, das Erich von Manstein Mitte der fünfziger Jahre als Titel für seine Memoiren wählen sollte, zeigte, wie trotz der Niederlage der Wehrmacht ein Sieg gefeiert werden konnte. Die Heeresgruppe Kurland sei, stellte Haupt fest, »der einzige geschlossene Verband der deutschen Wehrmacht [...], den kein Feind in offener Schlacht besiegt [hat].« Nicht die kapitulierenden Soldaten streckten besiegt die Waffen, sondern die Kapitulation höchstselbst schlug den unbesiegten Soldaten die Waffen aus der Hand – so lautete die verquaste Interpretation¹¹². Wen überrascht es, daß Organe der nationalkonservativen Traditionsverbände wie die Zeitschrift »Alte Kameraden« in dasselbe Horn stießen¹¹³? Daß die Heimkehrer, die den Kessel überlebt hatten, in diesem Punkt schwiegen, zeigt, daß sie eine andere Sprache gesprochen haben.

3.3 Resümee

Der dokumentierte Briefbestand gibt den Blick auf einen Ausschnitt der erfahrungsgeschichtlich bedeutsamen Übergangsphase von Kriegsende und Nachkriegszeit frei. Die relative Homogenität der Gruppe der Absender, deren Bewußtsein in der diachronen und in der synchronen Perspektive durch ähnliche Erfahrungen geprägt war, läßt Aussagen über gruppenspezifische Erinnerungen und Erfahrungen zu. Die Briefe an den ehemaligen Kompaniechef in Kurland machen insbesondere deutlich, wie undeutlich die Grenzlinie zwischen Krieg und Nachkrieg in der subjektiven Perspektive gezogen wurde. Für die Wehrmachtsoldaten, die in der zweiten Hälfte der vierziger Jahre in das besetzte Deutschland zurückkehrten, kann deshalb von einem Kriegsende auf Raten gesprochen werden. Die jeweilige Kriegsgeschichte, die in den Heimkehrerbriefen wie in einem Zeitraffer erzählt wird, ist *eine* Geschichte mit mehreren Kapiteln. Im Vordergrund stand nicht allein der Tag der Kapitulation, auf den sich das öffentliche Gedenken später in der

¹¹⁰ Dort hieß es (Wehrmachtbericht, S. 569): »Als vorgeschobenes Bollwerk fesselten unsere Armeen in Kurland unter dem bewährten Oberbefehl des Generaloberst Hilpert monatelang überlegene sowjetische Schützen- und Panzerverbände und erwarben sich in sechs großen Schlachten unvergänglichen Ruhm. Sie haben jede vorzeitige Übergabe abgelehnt. In voller Ordnung wurden mit den nach Westen noch ausfliegenden Flugzeugen nur Verwundete und Väter zahlreicher Kinder abtransportiert. Die Stäbe und Offiziere blieben bei ihren Truppen.«

¹¹¹ Haupt, Kurland – Die letzte Front (wie Anm. 107), S. 56.

¹¹² Ebd. Vgl. noch dreißig Jahre später Haupt, Das war Kurland (wie Anm. 22), S. 6.

¹¹³ Vgl. nur: Letzter Kampf in Kurland. Noch ein siegreicher Kessel-Einsatz gegen die sowjetische Übermacht, in: Alte Kameraden, 8 (1960), Nr. 4, S. 14 f.

DDR und – viel später – in der Bundesrepublik beziehen sollte. Gegenwärtig waren auch der Moment der Verwundung und die Dauer des Lazarettaufenthalts, die Tage der Flucht, das Datum der Gefangennahme, der wochenlange Irrweg im Archipel GUPVI, die Ankunft und das Leben im sowjetischen Arbeitslager, die wiederkehrenden Situationen, in denen die Repatriierung bevorzustehen schien, der Augenblick der Rückführung, die Ankunft in Frankfurt/Oder, das Durchlaufen weiterer Entlassungslager, sodann das Wiedersehen mit der Familie.

Hier endete die Geschichte jedoch nicht. In dem Kapitel ›Kriegsfolgen‹ wurde klar, wie präsent der Krieg in den Köpfen der Nachkriegszeit war. Die Frühentlassenen litten nicht nur unter den Folgen des Krieges – sie verkörperten sie auch. Selbst die Angehörigen mußten mit gesundheitlichen Spätfolgen rechnen. Die Rückkehr war nicht rosig. Hatte der Kriegsgefangene nach vorn in die Heimat geblickt, hatte er stets auf die Heimat zurückgeschaut, die er in der ersten Hälfte der vierziger Jahre verlassen hatte. In der ›neuen‹ Heimat wurde schnell deutlich, daß auch nach Kriegsende nicht überall Frieden einkehren wollte. Gleichwohl gaben sich die Briefschreiber optimistisch. Sie hatten die Waffen niedergelegt, aber nicht vor ihrem Schicksal kapituliert.

In den Briefen spiegelt sich die als »Kameradschaft« wahrgenommene Fortsetzung persönlicher Beziehungen wider, die als Teil einer erfahrungsgeschichtlichen Kontinuität über die militärischen, politischen und sozialen Brüche ein Stück weit hinwegreichte. Der Heimkehrerdiskurs bildete einen Brückenschlag zwischen der geteilten Erfahrung des Kriegsdienstes und den ähnlichen Erfahrungen in dem neuen Zivilleben. Er ging auch, darauf deuten einzelne Schreiben hin, über die politischen Zonengrenzen hinweg. Noch in den fünfziger Jahren standen ehemalige Soldaten in Ost und West in Verbindung.

Auch die Verschränkung der Zeitabschnitte in der eigenen Erinnerung legt es nahe, von einem Kriegsende auf Raten zu sprechen. Hätten Meinhardt und seine Kameraden den Bericht des 1950 heimgekehrten evangelischen Theologen Hans Gollwitzer lesen können, sie hätten vielleicht sein Bild von der »Glaswand« aufgegriffen, die das Jetzt und das Damals trennte und die Vergangenheit zum Greifen nah erscheinen ließ¹¹⁴. Diese durch die Unmittelbarkeit der eigenen Vergangenheit geprägte Wahrnehmung der Zeit hatte wohl nicht nur Gollwitzer bereits im Lager mit Bezug auf die Jahre in der Heimat empfunden. Wie hätte es da eine Stunde Null geben können? Diese subjektive, erfahrungs- und erinnerungsgeschichtliche Dimension liegt quer zu einer Geschichte der Nachkriegszeit, die nach dem Krieg als ›Zeitgeschichte‹ den Neuanfang einseitig beschrieb.

Weil die Erinnerung an das mehrfach gebrochene ›Kriegsende‹ nach der Heimkehr verschiedene Phasen umfaßte, geriet die Kriegserinnerung zu einem Kontrastmittel. Unter dem Eindruck der zeitgenössischen Erfahrung im besetzten Deutschland trat die Erinnerung an das Kriegsgeschehen hinter die Erinnerung an die Kriegsgefangenschaft zurück. Das ist jedoch nicht einer Erinnerungslogik geschuldet, die der Chronologie folgt¹¹⁵. Was als »relationale Dimension« der Erinnerung bezeichnet werden soll, stellt vielmehr die Weichen für einen Opferdiskurs, in dem die passive Gewalterfahrung die aktive überlagerte. Beängstigend war we-

¹¹⁴ Helmut Gollwitzer, »... und führen, wohin du nicht willst«, Bericht einer Gefangenschaft, Frankfurt a.M. 1954, S. 253 f.

¹¹⁵ Die Psychologen sprechen von einer »retroaktiven Interferenz«, vgl. War and Remembrance in the Twentieth Century, ed. by Jay Winter and Emmanuel Sivan, Cambridge 2000, S. 12 f.

niger der Krieg als die sowjetische Gefangenschaft. Nirgendwo wurde das deutlicher als in dem hypothetischen Vergleich eines Fleischergeßellen aus Waltrop: »Lieber möchte ich nochmal 5 Jahr Krieg mitmachen und nochmal 6 Verwundungen abbekommen als 2 Jahre russische Gefangenschaft.« (Dok. 20)

Die Blindstellen in der Erinnerung erleichterten die rasche »Bewältigung« des persönlichen Kriegserlebnisses. Wo die Trennlinien zwischen Tätern, Mitläufern und Opfern verschwammen, konnten kaum Schuldgefühle entstehen, die den Übergang in die zivile Welt zumindest auf kurze Sicht erschwert hätten. Die Beschränkung auf die Perspektive »von unten«, die spätestens aus der Distanz der Nachkriegszeit nicht die einzige hätte bleiben müssen, wirkte entlastend. Insofern entsprachen die Gefreiten der »666er« dem Typus des 08/15, den Hans Hellmut Kirst in seiner Trilogie wenig später mit dem sicheren Gespür für das Bedürfnis des Lesepublikums unter den Heimkehrern, und nicht nur dort, präsentieren sollte. Die Heimkehrerbriefe können auch als der Versuch gelesen werden, an der militärischen Einheit der Kompanie oder des Zuges als dem Ideal einer solidarischen Geschlossenheit festzuhalten, die mit der relativen Offenheit der neuen Lebenslage in einer Gesellschaft des politischen und sozialen Umbruchs kontrastierte. Das vermittelte Identität über die Zeit der kollektiven Größe hinaus, auf die sie sich bezog.

Der Briefwechsel und der Inhalt der Briefe weisen schließlich auch auf die Brüchigkeit dieser Bindung hin. Die Korrespondenz währte nicht sehr lange. Die Dokumentation zeigt, das die meisten Absender der »Kameradenpost« sich nur ein, zweimal an den ehemaligen Kompaniechef wandten, um Nachfragen in eigener Sache zu formulieren, Informationen weiterzugeben oder für die erhaltene Auskunft zu danken. Wenige Jahre nach der Heimkehr oder nach der Auskunft über den Tod des Vermißten, spätestens 1951, versiegte der Brieffluß. Entgegen der anfänglichen Zuversicht stand am Ende die Einsicht, daß die Kameradenpost doch abbrach – was Veteranentreffen im engeren Kreise nicht ausschloß. Nachdem der unmittelbare Anlaß für die Korrespondenz der ersten Jahre für die Kurland-Soldaten entfallen war, standen schon bald andere und weitgehend unterschiedliche Interessen im Mittelpunkt der Nachkriegserfahrung. Das je eigene Familien- und Berufsleben ließen die gemeinsamen Erinnerungen wenn nicht verblasen, so doch in den Hintergrund treten. Daß in der Nachkriegsgesellschaft andere Fragen wichtiger wurden und offensichtlich neue Bindungen entstanden, zeugt nicht zuletzt von dem sozialen Integrationsprozeß der ehemaligen Soldaten. »Ich muß ehrlich sagen«, schrieb ein Kamerad Anfang der fünfziger Jahre, »so langsam lebt sich doch alles auseinander, jeder hat seine eigenen Sorgen und Aufgaben, und was nützt es, vergangenen, zwar schönen (denn die schlechten vergißt man), doch hoffentlich nie wiederkehrenden Stunden nachzutruern.« (Dok. 41)

4. Zur Edition

Der vorliegende Fundus besteht aus insgesamt 160 Dokumenten, davon datieren 150 aus dem Zeitraum von 1946 bis 1951; vereinzelt Schreiben aus den Jahren 1953, 1954, 1958 und 1968 kommen hinzu. Bei den hier im Vordergrund stehenden 150 Dokumenten handelt es sich um 147 Briefe und drei Postkarten, die zwischen

dem 7. Dezember 1946 und dem 25. Oktober 1951 datiert sind. Die wegen der Papierknappheit zumeist engzeilig, ganzseitig und mit kleinen Lettern beschriebenen Briefe umfassen in der Regel zwei bis vier DIN-A4-Seiten. Fast alle sind handschriftlich verfaßt, teilweise in der zwischen 1935 und 1941 an den Schulen eingeführten »Deutschen Schreibschrift«; acht Briefe wurden mit der Schreibmaschine geschrieben. In einem Karton gesammelt und in gutem Zustand, fielen die Zuschriften nach dem Tod des Adressaten 1999 in die Hände seiner Tochter, die sie dem Militärgeschichtlichen Forschungsamt vollständig übergab.

Viele Personen haben sich zwischen 1946 und 1951 wiederholt an Meinhardt gewandt, so daß ihr Werdegang ein Stück weit verfolgt werden kann. Die 160 Zuschriften stammen von etwa 90 verschiedenen Absendern, 32 Personen haben mehr als einmal geschrieben. In der Regel trafen zwei oder drei Briefe ein; fünf Kameraden schrieben häufiger, zwischen fünf und sieben mal¹¹⁶. Diese Brieffolgen besitzen den besonderen Vorzug, den Hintergrund des Absenders zumindest etwas auszuleuchten und Entwicklungen anzudeuten (vgl. besonders die Schreiben des »Heimkehrer-Flüchtlings« Walter Z., Dok. 23, 24, 25, 35 und 37). Die meisten Briefe stammen von ehemaligen Soldaten, zu den Absendern zählen jedoch auch 16 Frauen, weibliche Angehörige eines Vermißten, Gefallenen oder Gefangenen. Die Briefe sind wie folgt über den Zeitraum von sechs Jahren verteilt. Die meisten Zuschriften erhielt Meinhardt 1948 mit 69 Briefen (43,2 %), 1949 mit 34 (21,3 %) und 1947 mit 29 (18,2 %). 1948 erreichten Meinhardt also mehr Schreiben als in dem Jahr davor und danach zusammen, was den bereits erwähnten Höhepunkt der Entlassungen aus der Sowjetunion im Jahre 1948 widerspiegelt.

Die Briefe sind in der Regel ähnlich strukturiert. Als Antwort auf ein Anschreiben Meinhardts verfaßt, lieferten sie Angaben zur Person des Absenders und über das Schicksal Dritter, sofern sie dem Absender bekannt waren. Wie ihnen nach der Kapitulation die Flucht in die Heimat gelungen ist; wo sie in Gefangenschaft geraten waren; wann sie entlassen und heimgekehrt waren; wer gefallen oder im Lager gestorben war und wer überlebt hatte; vor allem: wie die neue Anschrift der Heimkehrer lautete – um diese Fragen kreisten die Informationen. Zugleich stellten die Verfasser ihrerseits Nachfragen nach besonders nahestehenden Freunden oder vermittelten Nachfragen Dritter.

Um die Lesbarkeit des Textes zu gewährleisten, wurden die eindeutigen Schreibversehen stillschweigend korrigiert, sofern eine Korrektur ebenso eindeutig möglich war. Desgleichen wurde die Interpunktion dem heutigen Gebrauch angepaßt, um Sinnstörungen zu vermeiden. Wo behutsame Ergänzungen im Sinne der text-internen Logik für das Verständnis notwendig waren, wurden sie im Text mit [] gekennzeichnet, sofern sie sich nicht im Anmerkungsteil befinden. Die zeitgenössische Rechtschreibung (insbesondere: ss statt ß) bleibt unverändert¹¹⁷.

Aus den 160 Texten wurden 41 Dokumente ausgewählt, die über die formale Auskunft hinaus inhaltliche Aussagen zu den genannten Aspekten zulassen. Sie können überwiegend nur auszugsweise abgedruckt werden. Wenn nicht aus-

¹¹⁶ Die Angaben sind nicht exakt, weil in einigen Fällen die namentliche Zuordnung eines Briefes unklar ist.

¹¹⁷ Zu der umstrittenen Frage der Emendation in der Editionswissenschaft vgl. einführend Bodo Plachta, *Editionswissenschaft. Eine Einführung in Methode und Praxis der Edition neuerer Texte*, Stuttgart 1997, S. 90–98. Vgl. auch Friedrich Peter Kahlenberg, *Zur Edition zeitgeschichtlicher Quellen*, in: *Jahrbuch zur Historischen Forschung* (1986), S. 61–68.

drücklich als Typoskript verzeichnet, liegen sie als Manuskript vor. Auslassungen sind durch [...] markiert. Insbesondere wurden die zumeist aufzählungsartigen Angaben über das Schicksal einzelner Personen sowie die analoge Nachfrage nach ihrem Verbleib in die Dokumentation nur aufgenommen, wenn der Kontext es erfordert. Auf den Abdruck der üblichen zivilen Grußformeln am Ende des Briefes konnte in der Regel verzichtet werden. Mit Ausnahme des Empfängers der Briefe werden die Personennamen der Adressaten anonymisiert, indem nach dem Vornamen nur der Anfangsbuchstabe des Nachnamens angegeben wird. Zur Orientierung finden sich, sofern bekannt, stichwortartige Angaben insbesondere zu folgenden Punkten: militärischer Dienstgrad und Funktion, Datum der Gefangennahme und der Heimkehr, Beruf. Eventuelle Hervorhebungen in der Vorlage sind kursiv wiedergegeben, nichtkorrigierte Fehler und Besonderheiten sind mit [sic!] markiert. Die bekannten Kürzel für militärische Dienstgrade, Formationen und Funktionen wurden ebenso wie die gängigen Abkürzungen (u., bzw., ehem., betr.) nicht aufgelöst. Sämtliche Schriftstücke befinden sich in der Sammlung des Forschungsbereichs II im Militärgeschichtlichen Forschungsamt¹¹⁸.

¹¹⁸ Sammlung MGFA, FB II, NL Meinhardt.

Dokumente

1. Wolfgang Meinhardt, Bad Bramstedt, ohne Datum [1947]

Die Wiedergabe folgt dem handschriftlichen Entwurf (ohne Streichungen); ein Durchschlag des maschinenschriftlichen Rundschreibens liegt als Fragment vor.

Nachdem es uns gelungen ist, einige Adressen von Kameraden der Schw. Heeres-Pzjg.-Abt. 666 bzw. von deren Angehörigen ausfindig zu machen, ist es in einem Falle schon gelungen, den Eltern Nachricht über das Schicksal des verschollenen Sohnes zu vermitteln. Viele Fragen an mich konnte ich aber leider noch nicht beantworten. Und umgekehrt liegen Nachrichten über Kameraden vor, die ich nicht weiterleiten konnte, da mir die jetzige Anschrift der Angehörigen unbekannt ist. Ich habe mich daher zu diesem Rundschreiben entschlossen in der Hoffnung, dass ich durch die Mithilfe aller Kameraden noch weitere Nachrichten vermitteln kann. Meine Bitte ist daher: Teilt mir alle Anschriften von Kameraden oder auch von deren Angehörigen mit, die Ihr wisst. Auch für Fingerzeige, auf Grund deren ich weitere Nachforschungen anstellen kann, sind mir willkommen. Teilt mir bitte auch mit die Kameraden, deren Schicksal Ihr aus eigener Anschauung kennt oder aus zuverlässiger Quelle wisst. Ich bin gern bereit, die Sache für alle Angehörigen der ganzen Abteilung zu betreiben, soweit es nicht für die eine oder andere Kompanie bereits von jemand [sic!] in die Hand genommen ist. An dieser Stelle möchte ich Werner B. besonders danken für seine umfangreichen Vorarbeiten und dem ich es in erster Linie danke, dass ich jetzt zur weiteren Bearbeitung die Schreibmaschine zu Hilfe nehmen muss.

Ich lasse jetzt die mir bekannten Anschriften folgen. Folgende Kameraden sind in der Heimat: [...] Folgende Kameraden sind in Stalingrad verstorben: [...]

Abschließend möchte ich für argwöhnische Leser ausdrücklich feststellen, dass ich mit dieser Adressensammlung keinerlei politische Absichten oder sonstige Beeinflussungen beabsichtige. Auch will ich damit keinen Posten oder Nebenverdienst erwerben, da ich in meinem Beruf als Apotheker vollauf zu tun habe und genügend verdiene. Es entspringt lediglich der Absicht, helfen zu wollen, wo es irgend möglich ist. Und darum wiederhole ich meine Bitte: Unterstützt mich mit Euren Kenntnissen zur Aufklärung der ungewissen Schicksale! Mit den besten Wünschen und herzlichen Grüßen in alter Verbundenheit [...]

2. Wolfgang Meinhardt, Bad Bramstedt, Dezember 1948

Typoskript

Liebe Freunde von Einst und Jetzt!

Zunächst bedanke ich mich sehr für all die freundlichen Zuschriften, die mich als Antwort auf meinen ersten Versuch eines Rundschreibens erreichten. Besonders ergiebig waren die Briefe von Rolf A. und Jo F. Veranlassung zu diesen Rundschreiben ist lediglich der, die Nachrichten und Mitteilungen, die die Heimkehrer von anderen Kameraden aus der Gefangenschaft mitbringen, den entsprechenden Angehörigen weiterleiten zu können, um auf diese Weise vielleicht das Schicksal manch eines Verschollenen aufzuklären. Je mehr Kameraden sich mit ihrer Erin-

nerung daran beteiligen, desto grösser ist die Hoffnung auf Erfolg. Vielfach fehlen leider auch Anhaltspunkte dafür, wo sich jetzt die Angehörigen befinden, die aus den geräumten Ostgebieten stammen. Ich wende mich daher nicht nur an die Kameraden, sondern auch an die Angehörigen. Teilt mir bitte alles mit, was an Nachrichten und Adressen (auch frühere oder unvollständige) bekannt ist. Gleichzeitig bitte ich die jetzt neu hinzugekommenen Adressen, mir wenigstens die Richtigkeit ihrer Anschrift zu bestätigen und mitzuteilen, welche Nachrichten sie von ihrem ehemaligen Soldaten haben, sofern er nicht selbst antworten kann. Da ich natürlich nicht die ganze Abtlg. bei Namen kannte, bitte ich, die Kompanie mit anzugeben. Vielleicht teilt mir auch einer mal die Feldpost-Nr. der anderen Kompanien mit, da ich nur 25403 (meine 2. Kompanie) kenne.

Am Rande sei nur vermerkt, dass ich die Rundschreiben nur innerhalb der Westzonen versende. Den Kameraden in der Ostzone schreibe ich handschriftlich und beantworte nur ihre jeweiligen Fragen. Auch möchte ich betonen, dass ich mit dieser Adressensammlung keinerlei weitere Absichten weder politischer noch sonstwelcher Art verfolge, da ich in meinem Beruf als Apotheker vollauf zu tun habe.

Nun bitte ich um gütige Verzeihung, soweit ich noch nicht dazu gekommen bin, handschriftlich zu antworten. Zugleich wünsche ich allseits ein frohes Weihnachtsfest und ein glückliches Neues Jahr! Möge nun endlich dem letzten Gefangenen seine persönliche Freiheit wiedergegeben werden! Herzliche Grüße!

3. Heinz-Wilhelm L., Stade, den 12. Januar 1947

Dreimonatiger Lazarettaufenthalt, keine Kriegsgefangenschaft, ab Mai 1945 Beamtenanwärter in Cuxhaven

Lieber Kamerad Meinhardt!

Zum Wochenende bin ich wieder einmal zum Auftauen von Cuxhaven, wo ich noch bis zum Ende dieses Monats an der Regierungskasse tätig bin, nach Hause gekommen. Ich hoffe nur, daß Sie einen etwas wärmeren Arbeitsplatz haben als ich. Anzunehmen ist es wohl nicht. Jedenfalls ist es im Büro schauderhaft kalt, und mein Gasthauszimmer, in dem ich schlafe, ist noch kälter, [so] daß mir vorgestern sogar der Wasserkrug gefroren ist. Jetzt scheint es hier oben aber wieder Sauwetter zu geben.

Wie haben Sie sich wieder in Ihren Beruf hineingefunden? Ich glaube, durch Arbeit allein kommt man wenigstens so etwas über diese verfluchte Zeit hinweg. Die Hauptsache ist ja nur, daß auch die gesundheitlichen Schäden der Gefangenschaft zurückgehen und ausheilen. Ich selbst bin schon seit Pfingsten 45 wieder in der hiesigen Regierung tätig, nachdem ich vom Febr. - Ende April 45 in Wesermünde¹¹⁹ im Lazarett gelegen hatte. Kurz vor dem Einmarsch der Briten bin ich dann noch nach Hause gekommen und bin damit nicht mehr in einem Gefangenen-Lager gewesen. Im Laufe des Krieges bin ich Regierungsinspektor geworden, man hat diese Beförderung aber im letzten Jahre gestrichen als »Bevorzugung durch die Kriegszeit«. Und so nahm ich dann am Ende dieses Jahres meine Prüfung als Beamtenanwärter, um wieder festangestellt zu werden. Gegenüber dem Schicksal

¹¹⁹ Wesermünde: seit 1947 Bremerhaven.

anderer ist das natürlich eine Bagatelle. Auch sonst hat das Geschick unsere Familie verschont. Nur mein Bruder ist noch in franz[ösischer] Gefangenschaft. [...] Hoffen wir nur, daß man bald nicht nur von Menschlichkeit redet, sondern auch danach handelt und alle Kriegsgefangenen nach Hause schickt. Aber so ... Na, es ist eben nicht egal, wer der Leidtragende dabei ist.

Von den Kameraden hörte ich eigentlich schon recht früh: [...] schon im Juli 45. Und dann kamen so nach und nach Entlassene selbst oder schrieben, und so wurde der Briefwechsel bald recht umfangreich. Aber viele sind natürlich im Entlassungslager zuletzt gesehen [worden], wo man auseinander ging, ohne sich die Heimatschriften der anderen zu merken. Schade! Aber es ist doch noch ein stattlicher Haufe[n] zusammen, wie Sie gesehen haben. Es hat sogar schon zu einer Schinken-tour [?] gereicht (mit einigen Flaschen!) Und dann wohnen wir ja hier oben [...] recht nahe beieinander, daß man sich [...] – zumindest im Sommer – besuchen kann. [...]

4. Helle W., Kiel, den 29. Januar 1947

Oberfeldwebel, Zugführer; am 24. Juni 1945 aus amerikanischer Gefangenschaft entlassen; Bauunternehmer in Kiel

Mein lieber Herr Meinhardt!

Zunächst danke ich Ihnen für Ihre lieben Zeilen, ich hab mich wirklich riesig dazu gefreut. Am 24. Juni 1945 kam ich aus der amerik[anischen] Gefangenschaft zurück. Wie immer war ich auch in der Gefangenschaft auf Draht, als Landwirt wurde ich bevorzugt entlassen. Inzwischen bin ich wieder voll im Geschäft tätig, ja ich habe sogar den alten Herrn abgelöst. Mein Vater hat keine Lust mehr, u. der Krieg hat ihn schwer mitgenommen, u. in diese neue Zeit kann er sich gar nicht hinfinden. Ich habe in den letzten Kriegsjahren noch sehr schwere Schläge bekommen u. sehr viele junge Menschen verloren. Nach meiner Verwundung 1942 kam ich zu einer anderen Division u. war bis zum Schluß Zugführer in einer Panzerjägerkompanie. In dieser Zeit habe ich Großes geleistet u. habe auch schlimme Zeiten mitgemacht. Noch am 13. April 1945 wurde ich wegen Tapferkeit vor dem Feinde zum Oberfeldw. befördert u. eingereicht zum Deutschen Kreuz in Gold. Wir Soldaten haben unsere Pflicht getan, warum dies Ende?? [sic!] Wir sind mit dem Krieg fertig geworden u. glücklich zurückgekommen, nun denke ich auch mit dem Frieden fertig zu werden. –

Mein Geschäft ist ja die Zukunft, denn Kiel ist total zerstört, u. wenn die Bautätigkeit so bleibt, ist Kiel in 50 Jahren noch nicht aufgebaut. Ich habe in meinem Geschäft schon wieder 50 Mann beschäftigt u. wirklich gute Aufträge. [...] Man darf natürlich nicht fragen, wie viele Schwierigkeiten manchmal auftreten u. wie schwer es ist, bei dieser Baustoffknappheit 50 Mann ständig in Arbeit zu halten. Aber ich sage immer: wir sind jung u. wollen arbeiten, bis Deutschland wieder einigermaßen aufstehen wird. – [...] Wie kommen Sie denn mit diesen Rationen aus? Schreiben Sie mir bitte, wenn ich in dieser Beziehung mal helfen kann. [...]

5. Johannes F. Breitenwisch, den 2. Februar 1947

Melder und Schütze; am 20.4.1945 bei Pillau verwundet, in ein Lazarett nach Dänemark gebracht; Schmiedegeselle.

Lieber Herr Meinhardt!

Ich war sehr erfreut, auch von Ihnen ein Lebenszeichen zu erhalten. Hier in unserer Ecke haben sich jetzt schon mehrere Kameraden von der Kompanie durch Briefwechsel zusammen gefunden, wie Sie wohl auch schon von Herrn L. [vgl. Dok. 3] erfahren haben. Zunächst noch vielen Dank für Ihren Brief. Wie ich aus Ihrem Briefe ersehen habe, sind Sie wohl auch erst vor einigen Monaten aus der Gefangenschaft zurückgekommen. Jetzt werde ich Ihnen kurz schildern, wie es mir in der letzten Zeit des Krieges ergangen ist.

Wie Sie von uns wegkamen, kam ich als Melder zu Obfw. Willenbrink. Wenn ich mich recht entsinne, war es auf de[m] Rückmarsch durch Litauen, wo wir bis zum Düna-Brückenkopf im Einsatz waren. Von da wurden wir abgelöst und fuhren dann per Achse bis Memel, wir sollten damals ursprünglich weiter nach Tilsit, kamen dann aber nur bis Memel, weil der Russe die Rollbahn nach Tilsit überschritten hatte. Wir kamen dann zum Einsatz im Brückenkopf Memel, wo wir bis zur Aufhebung desselben waren. Danach wurden wir von [~~durchgestrichen: (Pillau)~~] Memel nach der [Kurischen] Nehrung übergesetzt, von wo wir uns dann bis nach Samland im Kampf absetzten. Auf Samland wurde Ofw. Willenbrink dann verwundet und kam zurück nach Deutschland. Ich kam nun als Melder zu Ofw. Heinz, wo ich aber nur einige Wochen war, und alsdann zur Geschützbedienung [...] als Sch[ütze]. Auf Samland konnten wir die Stellung dann auch nicht mehr halten und setzten uns von Zeit zu Zeit bis Pillau ab.

Der grösste Teil der Komp[anie] war dann schon verwundet und gefallen, viele hatten sich schon bei dem Durcheinander selbstständig [sic!] gemacht, Geschütze hatten wir alle verloren. Herr Obltn. Ralfs war ja auch gefallen, und so führte L. Ralfs die Komp[anie].

Wie sich nun (einige) [sic!] mehrere Kameraden von der Komp[anie] und der Abteilung zusammen gefunden hatten und auch ein Geschütz vorhanden war, mußte wieder eine Bedi[e]nung zu[m] Einsatz, wo ich natürlich auch mit dabei war und sogar als Geschützfürher war ja gewiß, Unteroffiziere waren kaum mehr da.

Wir kamen dann zum Einsatz, wo ich am Morgen des 20. April durch Granatsplittersteckschuß im Oberschenkel verwundet wurde. Danach kam ich von Pillau über die [Frische] Nehrung bis zur Weichselmündung, von wo wir per Sturmfähren nach Hela¹²⁰ kamen, hier wurden wir im Lazarettsschiff überladen, wonach wir dann in Dänemark in Kopenhagen landeten, von hier ging es im Lazarettzug bis Arhus¹²¹, wo ich bis Juli 45 im Lazarett war. Alfred J., Herbert R. und Erich M. waren mit [...] mir zusammen im Lazarett. Im Juli 45 wurde ich aus dem Lazarett entlassen und wurde danach in Holstein entlassen. Zur Zeit bin ich wieder als Schmiedegeselle bei meinem Lehrmeister beschäftigt.

Damit will ich für heute meinen Brief beenden. [...] Noch eine Bitte, reden Sie mich doch bitte mit Hannes an, es erinnert an vergangene Stunden und Erlebnisse des Krieges.

¹²⁰ Hela: Landzunge in der Danziger Bucht.

¹²¹ Arhus: die dänische Hafenstadt Århus.

6. Robert U., Hamburg, den 2. März 1947*Am 10. Mai 1945 in sowjetische Kriegsgefangenschaft, Lazarett*

Lieber Meinhardt!

Den heutigen Sonntagnachmittag habe ich mir zur Beantwortung meiner Briefschulden aufbewahrt, denn an fast allen anderen Tagen sitzen wir abends im Dunkeln. Die Lage hier in Hamburg ist in dieser Beziehung mehr als traurig. [...] Leider sitzen noch so viele unserer Kameraden beim Russen und man kann nicht helfen.

Unsere Kp. kam seiner Zeit nach Memel, bildete dort zuerst mit Großdeutschland¹²² den Brückenkopf. Jan. 45 wurde Memel aufgegeben. Im Samland wurde die Front neu aufgebaut. Später, im April auf Pillau zurückgedrängt. Hierbei wurde unsere Div. geschlagen. Die Abt. vollständig aufgelöst. Hptm. H., Oblt. R. schwer verwundet (bisher keine näheren Auskünfte zu bekommen). Oblt. R. vermisst. Oblt. Sch. hielt dann die Reste der Abt. ca. 150 Mann zusammen, brachte sie dann Ende April nach Hela. Dort stellte Eggemann aus den Resten der Div. ein neues Rgt. auf. Am 8.5. Kapitulation, wir waren inzwischen 14. Kp. geworden, Chef Sch., am 10.5. Abmarsch in russ. Gefangenschaft nach Deutsch-Eylau. Rest der Kp. ca. 40 Mann, kein Offizier, ausser Oblt. Sch. Dort Einsatz zur Arbeit. Wir wurden mit ca. 250 Mann nach Riesenburg gebracht, darunter ca. 20 Mann der Kp. Dort hatte ich das zweifelhafte Glück, dass mir ein Stück Eisen bei der Demontage einer Zuckerfabrik auf den Kopf fiel. Ergebnis: Schädelbruch, ab Lazarett nach Thorn¹²³. Später Verlegung nach Breslau und Lungenentzündung und Di. [sic!] Ich kam so bald mit allen alten Kameraden auseinander. Von denen, die mit mir in Riesenburg waren, sind bisher [...] Nolte und Engel zurückgekehrt. Sie sind aber fast alle auseinandergerissen worden, und keiner ist mit Kameraden der Kp., geschweige denn der Abt. zusammengeblieben. Taktik des Russen. Die anderen Kameraden, die inzwischen zurück sind, sind ausnahmslos weiter in Russland gewesen.

Wenn es die Verhältnisse wieder zulassen, werden wir wieder einen Klönabend im Monat einrichten. [...] Für Ihr Angebot betr. Familienzuwachs recht herzlichen Dank. Fehlen tut es ja leider heute an vielen Dingen. Hier gibt es keinerlei Gummwaren, die man für ein Baby benötigt, z.B. Sauger, Gummihosen oder Unterlagen. Wenn Sie in dieser Beziehung etwas tun könnten, wäre ich sehr dankbar, dann natürlich noch Kinderpuder u. Creme. Für solche Sachen wäre ich Ihnen bzw. meine Frau sehr dankbar. [...] Ich habe [...] dieselbe Leidenschaft: »Briefmarken«. Meine Frau stöhnt manchmal. Um Ihre Sammlung etwas zu vervollständigen, sende ich Ihnen beiliegend je 1 Satz [...]. Schreiben Sie mir doch bitte in dieser Beziehung mal Ihre Wünsche. [...]

¹²² Die Division »Großdeutschland« wurde nach ihrer Evakuierung aus Memel im November 1944 im ostpreußischen Rastenburg ein letztes Mal neu aufgestellt, aber schon Anfang 1945 von der Roten Armee aufgerieben und von den zurückflutenden Verbänden abgeschnitten. 4000 Überlebende kämpften auf der Halbinsel Samland mit den Überresten anderer Verbände, bis die verbliebenen 800 Mitte April von der Landzunge Frische Nehrung nach Dänemark flüchteten.

¹²³ Thorn: 1939–1945 im Reichsgau Danzig-Westpreußen, seit 1945 wieder zu Polen.

7. Martha Z., Mettingen, den 23. März 1947

Schneidergehilfin, Ehefrau des ehemaligen Offiziers Ernst Z., der erst 1949 aus sowjetischer Kriegsgefangenschaft entlassen werden sollte; vgl. Dok. 39

Geehrter Herr Meinhardt!

Für Ihren Brief danke ich Ihnen bestens. Entschuldigen Sie bitte, daß ich so lange nicht zum Schreiben kam. Es ist eben so manches, was einem in die Quere kom[m]t. Fast die ganze Woche bin ich berufstätig bei einer Schneiderin. Einmal musste ich [mich] ja wieder nach einer Arbeit umsehen, denn nur von oben möchte man auch nicht leben. Die Wohnungsvermietung trägt freilich nicht viel ein. Sonst geht es mir der Zeit entsprechend. Ich freue mich für Sie, daß es mit Ihrem Beruf nun geklappt hat u. glaube gerne, daß Sie vieles aufholen mußten. Ich hoffe, daß die Genesung auch vollends gute Fortschritte macht. Gott sei Dank haben wir nun den strengen Winter hinter uns, u. mit dem Frühling kommen auch wieder neue Hoffnungen.

Auch bei uns kommen immer wieder Soldaten aus Russland, u. ich dachte schon oft, wie es wäre, wenn Ernst mal plötzlich vor der Türe stände. Aber es ist ja doch zwecklos, wen[n] man [sich] Vorstellungen macht, die vielleicht noch lange nicht in Erfüllung gehen werden. Ernst hat nun auch Post von mir erhalten. In seiner Karte vom Nov. u. in seiner letzten vom Dez. schreibt er ganz glücklich, daß er Post erhalten hätte, da bin ich recht dankbar darüber. Jetzt wär es allerdings auch wieder an der Zeit, daß ich Nachricht erhalten sollte. Sie fragen, ob Ernst einen Bruder hätte, das hatte er schon, aber der ist schon 43 in Russland gefallen. Geschwister hat er sonst keine mehr. Leider habe ich keine Anschriften von Ernsts letzter Feldpostnummer. Post, die Ernst noch in Kurland abschickte, ist nicht mehr durchgekommen. Schon oft habe ich auf dem DRK »Roten Kreuz« nachgeforscht nach der Nr. 25403, habe aber nichts erfahren. Sie sind der einzige, Herr Meinhardt, den ich mit Ernsts letzterer F.P.Nr. ken[n]e.

Nun zu Ihrer Frage wegen den Handschuhen. Leider konnte ich keine bekom[m]en. Die Geschäfte standen fast den ganzen Winter still. Mit Futterhandschuhen ist es schon gar nichts. Wen[n] es mir gelingt, kann ich vielleicht ein Paar ungefüterte besorgen, wen[n] Sie solche haben wollen. Stim[m]t auch die Größe Nr. 9?

8. Anneliese O., Brügge/Westfalen, den 24. März 1947

Witwe des in Kurland gefallenen Majors O.; vgl. Dok. 33

Sehr verehrter Herr Meinhardt!

Haben Sie für Ihren langen Brief vom 4.3. meinen herzlichsten Dank. Es berührt mich immer so froh, wenn ich höre, wie gut all die alten Kameraden von ihrem Kdr. sprechen. Ich weiss ja so gut, wie sehr er an seiner Abtlg. hing, und dass ihr seine ganze Soldatenliebe gehörte. Vielleicht musste es so sein, dass er mit dem Untergang der Abtlg. auch sterben musste. Viel ist ihm dadurch erspart geblieben; und das ist mir auch ein kleiner Trost. Es ist das alles so schwer, und man grübelt immer wieder über das »warum«. – Mein kleiner Junge hilft mir natürlich sehr über manche schwere Stunde, er ist so recht ein Junge nach dem Sinn seines Vaters. – Verehrter Herr Meinhardt, ich möchte Sie nun nochmal herzlichst bitten, mir Nachricht zu geben, wenn Sie von irgendeiner Seite noch etwas Neues hören sollten. [...]

9. Johannes F., Breitenwisch, den 20. April 1947

Vgl. Dok. 5

Lieber Wolfgang!

[...] Weißt Du Wolfgang, mir kommt es doch etwas ungewohnt vor, wenn ich meinen früheren Oberleutnant jetzt mit Du anrede, aber nun trennen uns ja keine verschiedenen Befehlsgewalten mehr, und die gemeinsamen Erlebnisse in guten und schweren Stunden wird man nicht so leicht vergessen.

Hoffentlich hast Du das Osterfest auch ganz gut verlebt? Wie steht es denn da bei Euch mit der Ernährungslage? Wir hier auf dem Lande können noch nicht klagen, wir werden wenigstens noch immer satt, trotzdem das Fett auch sehr sparsam ist. Wie hast Du denn den letzten Winter überstanden? Ich habe auch mehrere Wochen mit der Arbeit aussetzen müssen. Im Handwerk mangelt es auch noch an allem, hoffentlich bringt uns die Zukunft besseres.

Heute vor zwei Jahren erhielt ich meine letzte Verwundung, womit ich nach Dänemark kam und so sicher der Gefangenschaft entging. Man kann doch froh sein, daß man wieder in der Heimat ist. Wie ist es denn Deinen Eltern eigentlich ergangen in Köln? Hier in meinem Heimatdorfe ist damals der Krieg zum Schluß gekommen, es sind noch mehrere Geschäfte abgebrannt, aber unser Haus und auch meine Eltern haben nichts abbekommen.

10. Paul W., Flensburg, 15. Juni 1947/2. November 1947

Lazarett; nichtselbständiger Meister

Lieber Wolfgang!

Mit großer Freude habe ich Deinen lieben langen Brief erhalten und sage Dir hiermit meinen herzlichsten Dank. In Deiner [sic!] dargebotenen Hand schlage ich mit Freuden ein, das »Du« wird dankend angenommen. Ehrlich zugegeben kommt es mir ja etwas komisch vor, denn der Unterschied von früher und jetzt gerade in der Anrede ist doch ein großer Unterschied. Der Vorhang ist nun gefallen, und ich darf nun so zu Dir sprechen, wie ich innerlich denke und wie mir der Schnabel gewachsen ist. Denn ich glaube behaupten zu können, daß uns schon damals freundschaftliche Treue verband, ohne daß wir darüber ein Wort miteinander gesprochen haben. Nun, zu einem solchen »Du« gehört auch eine Flasche, aber die werden wir uns aufsparen [bis] zu der Stunde, wo wir uns mal wieder die Hände drücken können. Einen Zugabend dürfen wir ja heute noch nicht veranstalten, da es der Tommy nicht erlaubt. Ein Kollege von mir hat deswegen sogar hinter Gitter gegessen, bis sich herausstellte, das[s] es harmlos war. Schade, daß Du damals keine Zeit hattest, mich in Flensburg zu besuchen. Es wird für mich eine große Freude sein, Dich in meiner Heimatstadt zu begrüßen. In meinem Elternhause bist Du herzlichst willkommen. – [...]

Nun fragst Du mich auch, was mich das zweite Mal ins Lazarett brachte. Es war die alte Verwundung am Fuß, eine Operation war wieder erforderlich geworden. Mir wurde noch die letzte Zehe abgenommen und eine K[n]ochenbrücke unterhalb des Fußes entfernt. Behindern tut mich die Verwundung. Weit gehen kann ich nicht mehr, also schwere Arbeit und lange Arbeitszeit verursachen starke Schmerzen, besonders bei Veränderung des Wetters. Aber ich will durchaus

nicht klagen, denn ich bin immerhin noch glimpflich davongekommen. Solange ich aber als Meister arbeiten kann, kann ich mir die Arbeit danach einteilen, auch ich warte auf die Gelegenheit, ein Geschäft zu pachten bzw. zu kaufen. Leider sind die Aussichten im Moment sehr schlecht, aber so wird es ja nicht ewig bleiben. Nach so viel Regen wird auch die Sonne wieder scheinen. Es werden gewiß noch einige Jahre vergehen, erstmal muß das Geld stabil werden, dann wird es schon klappen. – [...] Dein Angebot, mir etwas aus der Apotheke zu senden, nehme ich dankend an. Für meine Verwundung am Arm, die des öfteren aufgeht, benötige ich Leukoplast Schnellverband und Lenizet-Salbe, beides ist hier nicht zu bekommen. Ich wäre Dir sehr dankbar, wenn es Dir möglich ist, dasselbe mir zu senden. Nun möchte ich mich noch für mein langes Schweigen entschuldigen. Ich habe den Brief auf Stottern geschrieben, denn heute schreiben wir schon den 2. Nov.

11. Kalle [...?], Leipzig, den 19. Juni 1947

Leutnant; am 13.6.1945 aus amerikanischer Gefangenschaft entlassen; arbeitete zunächst bei den Stadtwerken, dann als Einkäufer bei dem Radiohersteller »Telefunken«

Mein liebes »Wölfchen«!

Wie oft habe ich schon Erkundungen nach Dir angestellt, wie oft habe ich an Dich gedacht und mir die Frage vorgelegt, wo mag der Meinhard[t] heute sein, ob er noch am Leben ist! Ich kann Dir nicht beschreiben, lieber Wolfgang, wie herzlich ich mich freue, daß Du unter den Lebenden bist, daß Du daheim bist. Leider trennen uns zunächst Zonengrenzen, aber es wird die Stunde kommen, daß wir uns wieder sehen können. Von vielen alten Leutnanten habe ich inzwischen Nachricht erhalten, und nun kommt Deine Karte, der Getreuesten einer, meldet sich. Heiße Dich herzlich willkommen in der Heimat und umarme Dich im Geiste.

Leider haben wir einen traurigen Zustand in der Heimat vorgefunden, was ist nur [aus] unserem Volk und Vaterland geworden! Ja, ja Wolfgang, leider ist es so, daß alle Opfer umsonst waren, all die prächtigen Menschen wie [...] Hamann und wie sie alle heißen mögen. Von Bo. hörte ich, daß Be., der alte »Fanatiker«, wieder in Amt und Würden ist. Ob er mit seiner Gemeinde wohl jetzt das ihm so am Herzen liegende Lied »Der Freiheit gehört unser Leben« einübt?! Kannst Du Dich erinnern, wenn wir in [...] jeden Morgen zur Feierstunde antreten mußten. Nun [...] bloß, daß er jetzt Vorsitzender der »Radikalen« in seinem Orte ist. Schreibe ihm doch gelegentlich auch einmal, denn zu Dir war er doch immer besonders nett!?!

Viele Fragen hätte ich nun an Dich zu stellen, Du wirst mir aber schon ausführlich berichten, nachdem Du unterrichtet bist, daß ich Deine Karte bekommen habe. Will Dir in kurzen Zügen über mein Ergehen im letzten Stadium berichten. Von meiner abenteuerlichen Heimwanderung wirst Du ja noch erfahren haben; kam anschließend in ein Leipziger Lazarett und dann zum Ersatztruppenteil. Dort griff man mich noch einmal und drückte mir so einen zusammengehauenen Hauen in die Hand, obwohl ich von meinen Verwundungen noch nicht völlig genesen war. Kam noch einmal in einen tollen Zauber und geriet in Gefangenschaft. Kalle war aber wach und kniff aus. Kam dann, als schon so ziemlich Schluß geblasen wurde, wie ein Räuber aussehend in Leipzig an. Der dort inzwischen einmarschierende »Ami« griff mich zu allem Überfluß noch einmal, u. so marschierte ich dann sozusagen als Zivilist in Gefangenschaft. Auf Grund meiner Verwundungen

wurde ich am 13. Juni 45 entlassen und stand nun in Leipzig vor der Frage, wie nun eine Position schaffen; das Glück war mir hold, und ich kam bei der Stadt an und wurde Kohlenkommissar, das war ein recht schöner Posten, vor allem macht er mir Spaß [...]. Nun kam die Direktive 24¹²⁴. Obwohl ich der Partei¹²⁵ niemals angehört habe und auch kein Berufsoffizier im althergebrachten Sinn war, wurde ich am 30.3.47 an die Luft gesetzt. Alle Eingaben von meiner Direktion und auch vom Betriebsrat der Stadtwerke waren erfolglos. Am 1.5.47 hatte ich aber schon ein ebenso interessantes Arbeitsgebiet, natürlich auf Grund von gemeinen Beziehungen. Kam bei Telefunken, Radiofabrik, als Einkäufer an. Bezahlung fast der der Stadtwerke gleich 420,- Rm brutto. Obwohl das Arbeitsgebiet bei den Stadtwerken vielseitiger war, fühlte ich mich bei Telefunken auch sehr wohl. Inzwischen ist bei den Stadtwerken ein anderer an meine Stelle gekommen, aber mit dem Erfolg, daß alle städtischen Dienststellen, Krankenhäuser, Schulen usw. ohne Kohlen da-sitzen. Auf Grund meiner Beziehungen zu den amtlichen Stellen, bekam ich immer reichlich Brennmaterial, was mein Nachfolger nicht verstanden hat und nicht versteht.

Wohne zur Zeit noch bei meinen Schwiegereltern, hoffe aber im Frühjahr eine eigene Wohnung zu bekommen. Von Lübeck habe ich meine Möbel nach hier geholt; inzwischen bin ich soweit, daß ich das mir dort Weggekommene wieder herangeschafft habe. Es war mir von meinem Schlafzimmer ein Bett abhandengekommen, weiter fehlten drei Teppiche, Nähmaschine, Radioapparat, Lampen u.a. mehr. Gefroren haben wir hier jetzt nicht, nur ernährungsmäßig ist es schlecht hier. Obwohl ich eine große Kaninchenzucht und auch sechs Hühner habe, geht es uns in punkto »Fresserei« nicht vom besten. Trotzdem gibt es bei uns wieder manches, was es in der dortigen Zone nicht gibt; aber trotzdem soll es in den Westzonen besser sein. Reichlich gibt es Tabakwaren. Es gibt eine nachgeahmte englische Zigarette hier, die nicht schlecht ist (russisches Erzeugnis) und nur 1, 80 Rm kostet, hingegen die amerikanischen Zigaretten dort 5, 6 Rm kosten sollen. Wenn Du Bedarf hast, schicke ich Dir welche. Der Russe benimmt sich ganz christlich, allerdings werden wir ausgeräubert, daß unsere Zone eines schönen Tages bettelarm sein wird. Wollen hoffen, daß bei den Verhandlungen im November etwas Positives zustande kommt, andernfalls sehe ich ganz schwarz.

Sei froh, daß Du damals dein Examen abgeschlossen hast und konntest somit gleich in Deinen Beruf einsteigen. Daß ich einen Jungen hatte, weißt Du doch von W. her [...]. Inzwischen hat Erhard noch ein Schwesterchen bekommen, ist auch schon wieder 2 Jahre alt. So, mein liebes Wölfchen, jetzt weißt Du in groben Zügen von mir; von Dir hoffe ich demnächst ausführlich zu hören. Kümmere Dich bitte um Traubenzucker für meine Kinder, ich schicke Dir zum Austausch Zigaretten. Freu mich herzlich, daß Du daheim bist und dank Dir nochmals für Dein Lebenszeichen. Mit den besten Grüßen, auch von meiner Frau und Angehörigen, verbleibe ich in alter Treue [...] ¹²⁶.

¹²⁴ Der Alliierte Kontrollrat erließ am 12.1.1946 die Direktive Nr. 24 mit Richtlinien für die politische Bereinigung von Ämtern und verantwortlichen Stellungen; sie enthielt eine Liste mit 99 Kategorien für Nationalsozialisten, höhere Beamte und Militärs.

¹²⁵ NSDAP.

¹²⁶ Noch Jahre später sollte Meinhardt Post von »Kalle« aus der DDR bekommen, vgl. Brief vom 21.2.1954.

12. Paul Günther Sch., Hamburg-Wandsbek, den 24. September 1947

Lieber Wolfgang!

[...] Von Robert U. hörte ich inzwischen, daß Du Deine Rundreise einigermaßen gut überstanden hast. Ich hatte es sehr bedauert, seinerzeit nicht nach Kiel fahren zu können, aber leider machte mir meine Wunde bzw. mein Medizinmann einen dicken Strich durch diese Rechnung. Na, inzwischen ist auch das überstanden und die Geschichte wieder im Lot, d.h. die Wunde buttert normal weiter, was mich aber durchaus nicht übermässig stört. Ich hatte mich jedenfalls riesig gefreut, Dich nach so langer Zeit mal wieder zu sehen und sprechen zu können, und wenn ich hieran eine Bitte knüpfen darf, so ist es die, daß ich Dich herzlich bitten möchte, diese Worte nicht etwa nur als Phrase aufzufassen, sondern als das, was es wirklich ist, nämlich die Freude darüber, daß das leider so oft zu Unrecht gebrauchte Wort »Kameradschaft« nicht nur während der hinter uns liegenden Jahre Gültigkeit hatte. Ich bin jedenfalls auch heute noch und vielleicht gerade heute noch mehr stolz darauf, einmal zu Euch gehört zu haben. Wenn ich auch nicht das Glück gehabt habe, bis zum Schluss bei Euch sein zu können, so glaube ich doch von mir sagen zu können, daß mir diese Zeit trotz Allem sehr viel gegeben hat, was ich in normalen Zeiten wahrscheinlich nie erfahren hätte. [...]

13. Hans K., Flensburg, den 28. September 1947

Am 6. Januar 1946 aus Lazarett entlassen; Angestellter in einem Schlachthof, nach Entlassung 1948 Pförtner im Arbeitsamt; vgl. Dok. 22

Lieber Herr Meinhardt!

Ihren Kartengruss habe ich in alter Frische und bei guter Gesundheit erhalten, worüber ich mich riesig gefreut habe. Und vor allem, dass auch Sie das Glück hatten, in die Heimat zurückzukehren! Ich bin damals gut angekommen, nach 6tägiger Fahrt wurden wir in Sassnitz auf Rügen ausgeladen, von da ging es mit dem Lazarettzug weiter nach Pinneberg in Holstein. Da kamen wir am 28. April an, da habe ich gelegen bis zum 8. August, und von da aus kam ich ins Heimatlazarett und wurde entlassen am 6. Januar 46. Soweit geht es mir ganz gut, nur die rechte Hand will nicht mehr mitmachen. Ich habe mich ganz und gar auf links umstellen müssen, auch mit dem Schreiben, aber das geht schon alles ganz gut. Ich habe hier in Flensburg meine Frau vorgefunden. Haben auch schon eine eigene Wohnung und, das schönste und beste von allem, auch ein kleines Töchterchen. Sie wurde am 31. Juli 46 geboren. Ich bin wieder in meinem Beruf tätig, bin bei meiner alten Firma auf dem Schlachthof angefangen. [...]

Vorige Woche habe ich mit dem alten Herrn von Obltn. Leist gesprochen. Leist befindet sich noch in Russland an der Indisch-Chinesischen Grenze in einem Bleibergwerk; ihm geht es gut, er hat sich als erster Offiz. freiwillig zur Arbeit gemeldet und führt eine Gruppe von 26 Mann. Ja, wie die Zeiten sich geändert haben, ich denke noch oft an unsere frohen Stunden in der stolzen 2.666. An unser[e] Parole: Jubel-Trubel-Heiterkeit! ... »Husten-Schnupfen-Heiserkeit!« Solche frohe[n] u. gemütliche[n] Stunden werden wir nie wieder kriegen. Die schweren u. harte[n] Stunden hatte man immer schnell wieder vergessen.

14. Paul W., Flensburg, den 2. Oktober 1947

Kradmelder, ab Januar 1945 Lazarett in Flensburg; Meistergeselle in einer Schlachtere; vgl. Dok. 10

Lieber Herr Meinhardt!

Mit überaus großer Freude habe ich Ihre liebe Karte dankend erhalten. Es freut mich besonders, daß Sie Ihren ehemaligen Kradmelder noch nicht vergessen haben, sogar mein Spitzname ist Ihnen noch bekannt, darüber musste ich natürlich lachen, und die ganze Zeit, die ich mit Ihnen zusammen war, zog an mir vorüber, und ich denke gern daran zurück, denn nirgen[d]s habe ich so eine Kameradschaft wieder gefunden, wie sie im 3. Zug zu finden war. Schön wäre es, wenn wir uns alle mal zusammen treffen könnten, aber leider ist das ja nicht statthaft. Auch befinden sich gewiß noch sehr viel Kameraden in Russischer Gefangenschaft, soweit sie nicht gefallen sind. Mit einigen Kameraden stehe ich brieflich in Verbindung. Es sind Adolf H., er ist bei seinen Eltern in Emden und ist beim Engländer als Fahrer beschäftigt. Vor einigen Wochen war er acht Tage bei mir auf Besuch, natürlich haben wir auch von Ihnen gesprochen. [...]

Nun will ich Ihnen noch ein wenig von mir berichten. Wie Ihnen bekannt ist, war ich im November 1943 entlassen worden. Im Juli 44 wurde ich wieder eingezogen und zwar zur Inf. nach Hbg. [Hamburg] Wandsbeck [sic!], von dort ging es mit einem Inf. Batl. nach dem Westen: Im Januar 45 war ich wieder in Flensburg im Lazarett bis zum Schluß. So hatte ich das große Glück, nicht in Gefangenschaft zu geraten. Nun geht es mir den Umständen nach gesundheitlich sehr gut. Über zwei Jahre bin ich nun wieder in meinem Beruf tätig und habe eine sehr gute Anstellung. Ich bin hier als Meistergeselle in einer Ladenschlachtere tätig. Der Inhaber ist im Osten gefallen, und die Frau führt die Schlachtere weiter. Wie Sie sehen, geht es mir gut, und ich kann in keiner Weise klagen, denn ich kann mich immer noch satt essen, wie nur wenige in Deutschland.

15. Werner B., Wuppertal-Elberfeld, den 12. Oktober 1947

Rechnungsführer der Abt. 666, sowjetische Gefangenschaft in Stalingrad, als Dystrophiker am 29. August 1945 repatriert; Typoskript; vgl. Dok. 17 und 21

Sehr geehrter Herr Meinhardt!

[...] Zunächst werden Sie wohl etwas über unser Ergehen hören wollen. Nun, von der Gefangennahme selbst brauche ich ja nichts zu erzählen, denn Sie waren ja selbst dabei. Wenn ich nicht irre, kamen Sie am 22.5. [1945] des Abends von uns fort. Nun, unser Bleiben war auch nur noch sehr kurz. Am 23.5. früh mussten wir unser Gepäck packen, wurden zur Eisenbahn gebracht und mit 55 Mann in einem Waggon verladen. Das Ziel war unbekannt. Nach 6tägiger Bahnfahrt, die sehr miserabel war, landeten wir in Stalingrad-Mitte, wurden hier in ein Lager getrieben und verblieben hier für ca. 14 Tage. Man sprach von einer gewissen Quarantänzeit. Während diesen 14 Tagen wurden wir mit Lagerarbeiten beschäftigt, denn es war hier nichts vorhanden ausser ein paar grossen und ein paar kleinen Zelten. Nunmehr entstanden Bretterbuden, wo wir dann zum Teil unterkamen, wie auch in der späteren Zeit massive Bauten. Nach dieser 14tägigen Zeit wurden wir gemäss

unseren Berufen in Kompanien eingeteilt, deren Führung von Deutschen übernommen wurde. So bestand unser Lager aus einem Batl. Batl.-Kdr. war der Spiess unserer ehem. Vers.-Kp.¹²⁷, der Name ist mir im Augenblick entfallen. Schreiber wurde Hein S., der Waffen-Oberfeldw. von 666 [...]. Hein, Fuhrmann, Krüger, usw. wurden Kp.- oder Zugführer, ebenso die Feldwebel. Ich möchte fast sagen, dass jeder ehem. Vorgesetzte einen Posten inne hatte, welcher ihn von jeglicher praktischen Tätigkeit befreite. Wir anderen wurden täglich zu neuen Arbeits-Kdo. zusammengestellt, und dann ging es heraus aus dem Lager, um in der Stadt zu arbeiten. Meistens waren es Abbruch- oder Aufräumarbeiten. Über die Behandlung konnten wir nicht klagen. Natürlich waren wir Gefangene und durften uns eben nichts zuschulden kommen lassen. Jedenfalls wurde während meiner Zeit niemand geschlagen noch getreten. Was schlecht war, und das äusserst schlecht, war eben die Verpflegung bei der zu erfüllenden Arbeitsnorm. Bei den ärztl. Untersuchungen wurde ich immer Arbeitsgruppe 2 geschrieben, bis am 15.7. wieder eine neue Untersuchung war, bei der ich als Distro-Strohfiker [sic!] bezeichnet wurde, also unterernährt. Aus diesem Grunde sollte ich zu dem sogenannten Krankenzug. Doch dieses verzögerte sich bis zum 28.7. An diesem Tage hatte ich das Glück. Hier gab es 5malige Verpflegung am Tage, und es brauchte nicht gearbeitet zu werden. Früher würde ich mich geschämt haben, einer solchen Kategorie von Menschen anzugehören. Doch hier war mir alles gleich und stand es für mich fest, dass, wenn ich 1 Monat diesem Krankenzug angehörte, solches für mich soviel bedeutete, dass ich mindestens 2 Monate länger die Gefangenschaft aushalten würde. Somit war ich sehr froh über diese Einteilung. Doch lange sollte diese Freude nicht dauern. Am 1.8. wurde eine neue Einteilung gemacht, danach bekam der Krankenzug normale Lagerverpflegung und musste dazu Lagerarbeiten ausführen. Solches war natürlich sehr ungünstig für mich. Doch bei der Neueinteilung am 1.8. wurde ich mit einem gleichaltrigen Kameraden, weil wir die Ältesten des Krankenzuges waren, dem Revier zugeteilt. Hier war nun Hein L. als San.-Oberfeldw. tätig, jedoch nur noch wenige Tage, dann wurde er scheinbar wegen Unstimmigkeiten herausgeworfen und musste mit den Arbeitskommandos heraus.

Im Revier hatten wir natürlich keine schöne Arbeit, mussten wir doch täglich 3x die Kranken-Latriene [sic!] säubern sowie die große Lagerlatriene [sic!], wo ungefähr 80 kleine runde Löcher im Boden waren. Dieselben waren natürlich immer ziemlich verschmutzt, sodass die Arbei[t] gerade nicht appetitanregend war. Doch auch dieses sollte mir gleich sein. Ich wollte die Gefangenschaft überstehen, ganz gleich wie, und bildete mir ein, dass, wenn einer moralisch untergeht, diesem Untergang auch ganz schnell der körperliche Verfall folgen würde, und dann war es aus. Somit versuchte ich immer wieder, die Arbeiten gewissenhaft auszuführen. Die Verpflegung war für uns auch besser, obwohl wir nur Lagerverpflegung haben sollten. Doch die Kranken assen nicht so viel, so dass immer etwas vom Kascha¹²⁸ überblieb, welches wir dann von der Revierleitung bekamen. Diese Arbeiten führte ich 3 Tage lang aus, dann am 3.8. hiess es am Nachm[ittag] plötzlich, der ganze Krankenzug sowie alles das, was sich krank fühlt, sofort am Revier antreten. Natürlich war ich auch dabei. Vorgeführt wurden wir mit 75 Kranken und 50 Revier-

¹²⁷ Versorgungskompanie.

¹²⁸ Russ. kascha = Brei. Im Lagerjargon war auch von »Kaschköpfen« und »Nachschlagfressern« die Rede.

kranken, insgesamt 125 Mann. Im Revier anwesend waren 3 russ[ische] Ärztinnen, junge Dinger, ca. 23–25 Jahre alt, denen wir uns dann vollkommen nackt vorstellen mussten. So auch ich. Man drückte an meinem Schienbein herum, doch es entstand keine Wasserbeule, dann musste ich mich 1x herum drehen, n[o]ch einmal und immer wieder. Scheinbar war die Entscheidung recht schwer. Doch da ich an und für sich immer recht schmal war, die Gefangenschaft auch schon recht stark gezehrt hatte, so dass ich keinerlei Fleisch mehr auf meinen (Verzeihung für den Ausdruck) Arschbacken hatte, wurde ich an den Nebentisch verwiesen. Hier schrieb man mich auf und konnte ich gehen.

Am nächsten Morgen hiess es, alles das, was gestern abend aufgeschrieben wurde, bleibt im Lager. Für mich war das klar, gehörte ich doch dem Krankenzug an. Kurz vor 12 Uhr heisst es, alles was aufgeschrieben wurde, Gepäck packen, Essen empfangen und sofort am Tor antreten. Solches musste fürchterlich schnell gehen. Am [T]or angekommen, fielen verschiedene Offiziere über unser Gepäck her und lausten¹²⁹ es nach Strich und Faden. Selbst unsere einzige Decke wurde abgenommen, doch Kochgeschirr und Feldflasche liess man uns, und wer keine hatte, dem wurde solches ausgehändigt. Hier erhielten wir 30 Rubel für unsere Arbeit, und gleichzeitig wurde uns erklärt, dass wir in ein Erholungslager kommen sollten. Das alles dauerte keine 1/2 Stunde, und raus waren wir aus dem Lager, ohne mit einem Kameraden sprechen zu können. Wir wurden nach Stalingrad-Süd gebracht, kamen dort in ein anderes Lager, wo am gleichen Nachm[ittag] dauernd neue Trupps ankamen. Sie alle gaben an, dass man ihnen gesagt habe: Ziel Erholungslager. Natürlich glaubten wir solches nicht und sahen der Zukunft mit gemischten Gefühlen entgegen. Am folgenden Tag wurden wir plötzlich aus diesem Lager herausgeführt und ging es wirklich zur Bahn. 27 Mann kamen diesmal in einen Waggon hinein. Wir verstanden solches alles nicht, bis plötzlich, nachdem sich alles in den Wagen gefunden hatte, ein russ[ischer] Oberleutnant vorbeikam und in jeder Wagentüre herein rief und gleichzeitig auf das Schild des linken Armes wies: Wolgaplenin¹³⁰ [sic!] ab, Zug fährt nach Posen, fährt nach Mutti, jetzt freie Menschen. Obwohl in gebrochenem Deutsch gesprochen, verstanden wir die Worte und konnten nicht mehr, doch keiner wollte daran glauben. Aber es war wirklich so. Der Zug fuhr wirklich nach Posen, wurde weiter geleitet nach Frankfurt/Oder, und am 18.8.45 wurde ich von dort entlassen¹³¹. Am 29.8. traf ich mit den ersten russ[ischen] Kriegsgefangenen wieder zu Hause ein, war also überhaupt bei den ersten im Allgemeinen wie von der 666 der einzigste. Was ich da für ein Glück

¹²⁹ Als »lausen« und »filzen« bezeichneten die Gefangenen die Leibesvisitation, das Durchsuchen und Plündern ihrer Sachen.

¹³⁰ Im Lagerjargon stand die Bezeichnung *Wojna-Plenny* als verballhornte Form des korrekten *voenno-plennyj* (Kriegsgefangener) für den Kriegsgefangenen in der Sowjetunion.

¹³¹ Auf Weisung der SMAD hatte die Provinzialverwaltung Potsdam am 10.1.1946 beschlossen, ehemalige Baracken für »Ostarbeiter« zu dem zentralen Aufnahmelager Großenfelde auszubauen. Das Lager lag günstig in der Grenzstadt Frankfurt/O. an einem Gleisdreieck. Bevor die Heimkehrer hier »durchgeschleust« werden konnten, mußten sie in der Frankfurter Hornkaserne, dem sowjetischen Repatriierungslager, aus der Kriegsgefangenschaft offiziell entlassen werden; vgl. Kaminsky, Frankfurt (wie Anm. 3), S. 76 f. Ein Drittel blieb in der SBZ, zwei Drittel reiste über Sammellager in Erfurt, Heiligenstadt bzw. Eisenach in die westlichen Besatzungszonen weiter; in den zentralen Sammellagern Friedland, Münster und Munsterlager erfolgte dann die Weiterleitung; ebd., S. 87.

gehabt habe, kann nur der ermesen, der selbst drüben war. Und wem ich solches erzähle, und [wer] mich aber nicht genau kennt, der sagt mir glatt, dass das alles eine Lüge sei. Für dieses Glück bin ich heute noch dankbar.

Hier in der Heimat nun eingetroffen, habe ich versucht, mich sofort aller Adressen zu entsinnen, die ich meinetwegen bei Geldsendungen von Kameraden selbst geschrieben habe. Als Rechn.Fhr. wurden mir doch so viele Adressen bekannt. Alle diese Anschriften habe ich benachrichtigt. Viele Angehörige hatten dann noch eine oder mehrere Anschriften von weiteren Kameraden, wo der Mann oder gar Sohn nähere Freundschaft hatte oder im Urlaub nur ein Päckchen mitgebracht hatte. [...] Die Angehörigen haben dann auch immer wieder geschrieben, waren zum Teil auch selbst hier bei mir, und noch heute schreiben mehrere immer dann, wenn sie neue Nachricht von Russland erhalten haben. Sobald wieder einer zurückkommt, erhalte ich Nachricht und bin somit fast immer auf dem Laufenden. Nun etwas Persönliches zu den einzelnen Kameraden sowie deren Privatanschriften, soweit sie mir bekannt sind: Zunächst an Toten sind mir bekannt: [...]

16. Rolf A., Gr. Flottbek, den 17. Dezember 1947¹³²

Am 31.10.1947 aus Stalingrad entlassen

Endlich bin auch ich hier eingetrudelt. Am 23.11. [1947] traf ich mit Harald B. in Hamburg ein. Natürlich als kranker Mann. Der Russe entläßt ja keine Gesunden. Am 31.10. wurden wir in Stalingrad verladen. Vor der Abreise wog ich noch 106 [Pfund] (während des Krieges 160 Pfund!). Während des Transportes haben wir schwer Kohldampf geschoben. Ab Frkft/Oder gab's mehr u. bessere Verpflegung. In der engl. Zone war die Beköstigung tadellos. Nun muß ich erstmal 4 Wochen das Bett hüten. Der Arzt rechnet mit einem halben Jahr bis zur völligen Gesundung. Er kommt 3x wöchentlich u. gibt mir Spritzen; 2x wöchentlich werde ich massiert, u. 3x täglich muß ich Medizin schlucken. Aber trotzdem fühle ich mich wie im Paradies. Man mag sich ja auch sowieso mit dem kahlgeschorenen Schädel nirgendwo blicken lassen. [...] Ich habe noch eine Bitte an Dich. Von M. hörte ich, Du hättest noch die Festzeitung vom Komp.-Fest in Kaznieki¹³³. Würdest Du mir dieselbe zum Abschreiben ausborgen u. mir per Einschreiben zuschicken? Meine habe ich am Tage der Kapitulation vernichtet.

17. Werner B., Wuppertal-Elberfeld, den 31. Dezember 1947

Vgl. Dok. 15 und 21

[...] Sie fragen an betr. Karten vom Kurland. Leider besitze ich gar nichts an diesen Sachen. Betr. dem K.O.B.¹³⁴ weiß ich auch keine Einzelheiten. Ebenfalls kann ich keine Angaben machen über die Lage des Grabs. Ich selbst habe ihn als Toten nicht in meinen Händen gehabt, obwohl ich derjenige war, der vom Tage der Entstehung der Versorg.-Kp. sämtliche Tote, welche zurückgeführt wurden, persönlich

¹³² Das Schreiben befand sich im Besitz von Meinhardt, war jedoch an einen Kurt D. adressiert.

¹³³ Kazenieki.

¹³⁴ Kriegsoffiziersbewerber.

auf Wertsachen und Erkennungsmarke untersuchte und dann noch in diese Papierhüllen einsargte. War es in den ersten Tagen nur für die 2. Kp., so machte ich solches auf Wunsch von Oberlt. Schmidt schließlich für die ganze Abt., zeitweise mit Herrn Schmidt zusammen. Ludwig habe ich nicht dabei gehabt, wohl Sch. und Oberfeldw. F.

Bezügl. Ihres Berichtes über die Gefangenschaft in Russland habe ich doch gestaunt. Ich hatte immer angenommen, daß Offiziere wohl eine bessere Behandlung erfahren würden. Diese Gedanken wurden dadurch bestärkt, daß kurz vor meinem Abgang aus Stalingrad ca. 40 Offiziere (Ungarn) erschienen, welche eine bessere Verpflegung wie wir hatten und gleichzeitig als Aufsichtspersonen zur Baustelle mit hinausgingen. Dagegen [ist] es Ihnen ja nicht so ergangen und waren Sie nach Ihrem Bericht ja keine besseren Gefangenen wie wir auch. [...]

18. Willy G., Leipzig, den 9. Januar 1948

Kam im März 1945 mit einem Lazarettzug von Kurland nach Leipzig; zunächst Schneider, dann Polizist; Typoskript

Lieber Herr Meinhardt!

[...] Über den KOB¹³⁵ Ludwig kann ich nur sagen, daß er bei mir am Geschütz war. Ich war mit meinem Geschütz des besagten Angriffs eingesetzt. Ich hatte auf einer ebenen Fläche Stellung bezogen, und [wir] hatten als Deckung einen natürlichen Graben gewählt, Unterstände ausgebaut, und wir hatten somit eine gute Deckung. Wir erhielten nur vereinzelter Störungsfeuer, denn der eigentliche Angriff war schon am Tage zuvor gewesen. Bösch war auf Posten und wurde von Ludwig abgelöst. Er war etwa eine Viertelstunde auf Posten, als plötzlich ein Einschlag vor dem Geschütz erfolgte, und zwar unmittelbar vor der Mündung. Ludwig hat wa[h]rscheinlich nicht auf das Herannahen des Schusses geachtet und hat somit nicht genügend Deckung genommen. Er erhielt einen ziemlich großen Splitter in die rechte Schulter, der sofort tödlich wirkte. Am Abend wurde er dann mit dem Verpflegungswagen zurückgebracht und muß auf dem von Ihnen bezeichneten Friedhof begraben sein. Auf irgendwelche Äußerungen kann ich mich jedoch nicht mehr besinnen. Meiner Ansicht nach hat er damals keinen so deprimierenden Eindruck gemacht. Wir hatten ja alle keine rosige Stimmung, denn wir hatten die Sache gründlich satt.

Das[s] ihm das nun mit dem Geschütz passiert ist, dafür kann ja auch keiner, das hätte jedem von uns passieren können¹³⁶. Ich glaube, daß sich seine Eltern unnötige Gedanken machen, denn was ihr Sohn für Gedanken gehabt hat, das wissen wir nicht, und wenn er Gewissensbisse wegen dem Verlust des Geschützes gehabt hat, so hat er es uns gegenüber nicht geäußert. Er wollte ja schließlich Offz. werden und hatte auch eine dementsprechende Einstellung dem Kriege gegenüber, und seine Eltern werden ja bestimmt auch eine ähnliche Einstellung gehabt haben. [...]

¹³⁵ Kriegsoffiziersbewerber.

¹³⁶ Die Bemerkung bezieht sich wohl auf ein Vorkommnis vom Dezember 1944, als der Gefreite »sein Geschütz im Stich gelassen« hatte; davon war auch an anderer Stelle die Rede: Hans K., Flensburg, den 22.1.1949.

19. Hermann R., Ascheberg, den 19. Januar 1948*Offizier, kam Mitte März 1945 von Libau nach Swinemünde; arbeitslos*

Lieber Herr Meinhardt!

Ich bedanke mich herzlich für Ihren langen Brief, der mir so viel Neues sagt und manche Lösung bringt über Fragen, die ich mir oft und oft gestellt habe. Das, was hinter uns liegt, läßt sich nicht leicht vergessen. Man befasst sich doch sehr oft mit dem, was wir draußen erlebten, sahen und dachten.

Ich will nun so gut als möglich Ihre Fragen beantworten und auf Ihre Zeilen eingehen. Wenn ich Ihren Bericht überdenke, so will ich kaum fassen, wie viel mir durch einen lächerlichen Umstand erspart blieb. Wenn man überhaupt an das Offz.Korps der Abtlg. zurückdenkt, an all die, die gefallen sind [...], so ist es einem rätselhaft, wie man selbst aus diesem Dreck herauskam. Hier möchte ich gleich erwähnen, daß jener Lt. F., von dem Sie schreiben, bei einer Walddurchkämpfung nach deutschen Soldaten erschossen wurde. Ich glaube, die Aussage stammt von einem heimgekehrten Augenzeugen. [...] L. ist im Kampf um Berlin schwer verwundet liegengeblieben und soll sich dann selbst erschossen haben. [...] Ich selbst habe Kurland in der zweiten Hälfte des März von Libau aus verlassen. Es reichte gerade noch, um in Swinemünde zu landen, denn die Oder war bereits H.K.L. Im Hafen erlebten wir dort noch einen äusserst unangenehmen Bombenangriff mit. [...]

Die nächste Entscheidung über meine Zulassung an der Akademie Düsseldorf fällt etwa im März, April. Ich bin Ihnen dankbar, daß Sie mir Ihre Hilfe über einen Bekannten anbieten wollen. Ich weiß natürlich nicht, ob jener Herr Professor irgendwelchen Einfluß geltend machen kann. Ich habe in Düsseldorf so gut wie keinen Bekannten und wäre Ihnen deshalb sehr dankbar, wenn Sie mir die Adresse mitteilen wollten. Man braucht doch heute in manchen Dingen einen Rat, zumal wenn man sich den heutigen Schwierigkeiten einer völlig neuen Umgebung gegenübergestellt sieht.

20. Rudolf A., Waltrop, den 3. Februar 1948*Lazarett; Fleischergeselle*

Lieber Herr Meinhardt!

[...] Sehen Sie Herr Meinhardt wir haben früher gut gelebt, aber es war noch viel zu wenig, was wir an Vierfüsslern verkonsumiert haben. Ich kann mich heut noch manchmal ärgern, das[s] ich meinen Beruf nicht hab[e] freier walten lassen. Die mehrere Millionen Stück Vieh, die uns der Russe aufgehalst, die wir angeblich vertrieben haben sollen oder [die] geschlachtet sein sollen. Ich glaube, Herr Meinhardt, wir hätten noch einige edle Stücke mehr schlachten können, damit wir auf diese Summen drauf gekommen wären. Aber wir wollen Gott danken, das[s] wir wieder zu Hause sind, und wenn sich alles zum Guten wendet bei mir, dann mach ich im kommenden Winter meine Meisterprüfung im Fleischerhandwerk. Hoffentlich kommen die anderen auch bald wieder. Die sitzen jetzt schon bald 3 Jahre drin und dann nur bei Wassersuppen und Brot, noch schlimmer wie im Zuchthaus, aber Sie werdens ja selber auch wissen. Lieber möchte ich noch mal 5 Jahr

Krieg mitmachen und nochmal 6 Verwundungen abbekommen als 2 Jahre russische Gefangenschaft. Es hat harte Einsatzstunden gegeben. Dafür aber auch wieder gute.

21. Werner B., Wuppertal-Elberfeld, den 12. Februar 1948

Vgl. Dok. 15 und 17

Lieber Herr Meinhardt!

[...] Sie haben recht, wenn Sie schreiben, die Behandlung in den einzelnen Gefangenenlagern in Russland sei verschieden. Dieses ist ganz bestimmt der Fall. Auch wird einem viel Unwahrheit gesagt. So ist mir ein Wuppertaler Fall bekannt, wo eine Mutter immer erklärt hätte, meinem Sohn geht es in Russland gut. Er hat gutes Essen, gute Verpflegung und Bekleidung und schläft in weiß überzogenen Betten. Sie hat nur immer geprahlt. Doch nun ist der Sohn zurückgekommen. Beim ersten Anblick fiel die Mutter in Ohnmacht. Der heruntergekommene Zustand des Sohnes war zu schrecklich gewesen. Einige Tage später erklärte die Mutter, daß man ja nicht alles erzählen dürfe, doch hätte es der Sohn doch nicht so gut gehabt, wie sie bisher erklärt hätte. Ich muß dabei erwähnen, daß die Familie sehr stark kommunistisch angehaugt [sic!] ist. So etwas gibt es also auch noch. [...]

22. Hans K., Flensburg, den 16. Februar 1948

Vgl. Dok. 13

Lieber Herr Meinhardt, Sie fragen, ob ich von Ihnen auch noch Erlebnisse oder Geschichten weiss. Ja, da könnte ich sehr viele beschreiben, aber die kann ich nicht auf einem Mal bringen, sonst würde dieser Brief Ihnen [sic!] erst in 4 Wochen erreichen. Anfang Februar 1945 meldete unser Komp.Chef sich krank, das alte Leiden plagte ihn wieder mal (Verdauungsstörungen). Der Sani musste den Arzt anrufen, und einige Minuten später hielt auch schon eine Lim[o]usine vor unser[em] Quart[ie]r. Der Chef wurde untersucht, nach langem Abtasten kam der Arzt zu dem Entschluss, der Chef müsste einen Einlauf bekommen. Der Arzt wandte sich dem Sani [zu] und sagte: »Sind die nötigen Instrumente zur Verfügung?«, der Sani antwortete kurz »Jawohl Herr Stabsarzt«, »und machen Sie die Seifenlauge nicht zu scharf«, »nein Herr Stabsarzt«. Der Onkel Doktor verabschiedete sich und verschwand. Der Sani hatte die Lauge fertig, goss sein I[r]rigator bis zum Stehkragen voll und eilte damit zum Chef. Sein Bursche Hannes hatte die nötigen Eimer schon bereit gestellt. Nun ging es los, das Mundstück wurde eingeführt, der Hahn wurde geöffnet, und schon gluckerte es, und die 2 lt. Lauge waren verschwunden. Nach kaum 5 Minuten bestieg der Chef den Eimer. Leider ohne Erfolg. Da sagte der Chef: Gleich noch eine Ladung hinterher. Der Sani raste durch das Gelände, um sein Instrument wieder zu füllen. Auch diese zwei [Liter] verschwanden im Innern des Körpers. So, um nun Erfolg zu haben, werde ich Kopfstehen, damit es überall hinläuft. Der Chef machte eine Kerze, und schon stand er Kopf, dann sagte er noch, reichen sie mal das Buch, da war gerade eine spannende [Stelle?] [...] und in 15 Minuten kommen sie wieder. Der Sani begab sich sprachlos zu seinen Kameraden, denn so etwas war ihm in seiner Praxis noch nicht passiert. Der Kame-

rad H. sagte: Na, Dr. B., alles gut verlaufen? Der Sani blieb sprachlos in der Tür stehen und sagte: Das haben wir geschafft, der Chef steht Kopf! – Das war eine der kleinen Geschichten, davon kann ich Ihnen noch einige servieren, aber im nächsten Brief. [...]

Die Umgebung von Kumas war schön, wie wir noch unsere 8,8¹³⁷ hatten, aber nachher, wie wir Infanteristen waren, nicht mehr, denn von unser[em] Komp.Gef.st.¹³⁸, wo ich Sie verbunden habe, bis Kumas war eine ekelhafte Strecke über die freie Pläne. Von dieser Gegend mache ich eine kleine Skizze, ich will noch mal eine machen von unserem Abschnitt, wie wir nich[t] die 8,8 hatten mit Rum-bas, Irbis, Jaunzomi, Pirnawa und was weis[s] ich wie die ganzen Nester hießen. Dabei müssen Sie mir helfen, denn jedes Gehöft hatte seinen eigenen Namen. Ich bin ja kein Kartenzeichner, aber darauf kommt es ja auch [nicht] an, wir wollen ja nur unsere Erinnerung festhalten. Lieber Herr Meinhardt, nun habe ich eine kleine Bitte, können Sie einen Schnuller auftreiben für mein kleines Töchterchen? Können Sie überhaupt meine Schrift lesen? Aber mit der Linken geht es [nun] mal nicht besser!

23. Walter Z., Bergen, den 17. Februar 1948

Rückkehr zu seinen Eltern am 1. Januar 1948, Flüchtling; gelernter Autoschlosser, krankgeschrieben; vgl. Dok. 24, 25, 35 und 37

[...] Am 1.1.48 bin ich endlich bei meinen Eltern aus der Gefangenschaft angekommen. Ich wog nur einen knappen Zentner, als ich hier ankam, und habe mich sofort in ärztliche Behandlung begeben. Bin nun bis auf Weiteres krank geschrieben. Ich habe nun ja auch meine Heimat verloren, und so stehen wir vor einem Nichts. Man muß von vorne wieder beginnen, und das fällt in dieser Zeit schwer. Bis man sich an das zivile Leben gewöhnt hat, vergeht doch immerhin eine Zeit. Ich bin ja Autoschlosser von Beruf und werde schon etwas Passendes finden. Nur den Kopf jetzt nicht hängen lassen. Man hat den Krieg gesund überstanden; dann lebend aus der Gefangenschaft. Was will man da noch mehr. Oft denkt man noch an die schönen Zeiten zurück, und man freut sich über jede Nachricht, die man von einem alten Komp.-Angehörigen erhält. An ein Treffen ist wohl noch nicht zu denken, da die Zeiten noch zu schlecht sind. Vertagen wir das auf spätere, bessere Zeiten. – Ich bin nun als Dystrophiker II entlassen worden mit Blutarmut und Wasser im Körper. Es ist ja schon etwas besser geworden. Der Arzt hat mir nun Leberpräparate und Leberspritzen verschrieben. Diese sind hier aber nirgendwo zu kriegen. Allerdings auf dem schwarzen Markt zu unerschwinglichen Preisen. Soviel Verdienst fließt nicht ins Haus, dass man sich das leisten kann. Man besitzt ja nicht mal etwas, das[s] man sich die nötigsten Bekleidungsstücke erwerben kann. Ich will Ihnen aber nichts vorjammern, denn seinen Kummer hat jeder. [...]

¹³⁷ Heeresflugabwehrgeschütz 8,8 cm.

¹³⁸ Kompanie-Gefechtsstand.

24. Walter Z., Hustedt (b. Celle), den 23. Februar 1948*Heimkehrer und Flüchtling; vgl. Dok. 23, 25, 35 und 37*

Lieber Herr Meinhardt!

[...] Mein Vater ist vor der Kapitulation im Warthegau zwischen Bromberg und Posen als Beamter (Stadtobersekretär) tätig gewesen. Jetzt hat er noch keine Anstellung als solcher wieder erworben. Somit ist er gezwungen, auf dem Schießplatz Bergen (Belsen) beim Engländer für 100 RM Monatsgehalt zu arbeiten. Es ist sehr schwer, sich heute durchzuschlagen. Meine Mutter liegt zur Zeit krank an Kopfgrippe und Gallenleiden. Gott sei dank, daß meine Tante ihr den kleinen Haushalt macht. Wir bewohnten bisher mit 3 Personen ein möbliertes Zimmer von 12 m² Fläche. Nun hat man mir ein Zimmer im selben Hause zugewiesen! Eine größere Wohnung hier zu bekommen ist im Augenblick unmöglich. Also muß man sich mit den gegebenen Umständen abfinden. Ich habe nun eigentlich die Absicht, vorerst einmal in Belsen (Bergen) anzufangen. Mein Vater hat auch schon Verbindung aufgenommen u. könnte wohl zu jeder Zeit dort anfangen. Für später habe ich vielleicht doch einmal die Absicht, mich weiterzubilden. Natürlich müssen die Zeiten erst besser werden. Heute geht es doch in erster Linie einmal um das »tägliche Brot«. Was ja zur Zeit sehr knapp ist. Vielleicht ist es durch Sie möglich, daß ich durch Ihre Vermittlung mich mit Ihrem Bekannten in Bergen einmal bekannt machen kann! Ich danke Ihnen für diesen Tipp!

Meine Geldeinnahme im Monat Januar und Februar betrug aus den Entlassungsgeldern: vom Russen: 50 RM, vom Engländer 85 RM u. von der Wohlfahrt eine einmalige Zuwendung von 75 RM. Ich glaube, daß Sie sich jetzt so ein ungefähres Bild machen können, wie ich mit meinen Eltern lebe. Als Flüchtling hat man es nicht so leicht wie die Einheimischen. Man ist nicht gerne gesehen. Einerseits ist es vielleicht zu verstehen, aber andererseits tragen wir doch alle das gleiche Schicksal. Ich habe noch einen Wunsch, und das ist der, dass wir unsere Ostgebiete wiederbekommen! Hoffentlich gibt es bald eine Entscheidung! Schade um die armen Kameraden, die ihr Leben für ein so unseliges Ende hingeben mußten!

Nun möchte ich noch einiges von mir schreiben, wie ich alles überstanden habe, seit dem ich die Abtlg. verlassen hatte. Nachdem wir die Abtlgs.-Werkstatt in Libau aufgelöst hatten, kamen wir in das Waldlager bei Goldingen. Am nächsten Morgen wurde ein Kommando aufgestellt, welches einige Fahrzeuge nach Libau bringen sollte. [...] Bis Alsunga (Alschwangen) sind wir gefahren, und von dort aus sollten wir mit der Bahn transportiert werden. Wir bekamen aber keine Waggon zugewiesen, so dass wir gezwungen waren, dort zu bleiben. Hier überraschte uns nun die Kapitulation. Wir besorgten uns noch Benzin und Verpflegung u. versuchten noch wegzukommen. Aber leider gelangten wir nur bis Hasenpoth.

Hier schnappte man uns. In großer Marschkolonne marschierten wir in Richtung Reichsgrenze zur Entlassung, wie uns die Russen erzählten. In Tolschei (Litauen) steckte man uns in ein Lager (26.000 Mann), schnitt uns die Haare ab, und wir waren Gefangene. Hier verbrachten wir 3 Monate mit Nichtstun. Wir hatten nun alle 6 das Glück, mit 6000 Mann nach Memel zu marschieren. (In Tolschei trafen wir dann noch durch Zufall Ober-Leutnant Hugo L. Wir haben noch sehr viel zusammen gesprochen. Plötzlich kam er dann mit einem Transport weg gen Osten, und [wir] haben uns dann nicht mehr gesehen!) Nun weiter! In Memel angekommen, welche eine tote Stadt war, bauten wir uns ein schönes Lager in einer Zigarett-

fabrik auf. Dann wurden wir in Arbeitskommandos aufgeteilt. Karl B., Wilhelm H. u. ich kamen als Schlosser in eine Textil-Fabrik, die wieder betriebsfertig gemacht werden sollte. Wir wohnten außerhalb des Lagers in der Fabrik u. wurden von Litauern bewacht. Es ging uns einigermaßen gut durch »Nebenverdienste«. Im Mai 46 beschäftigte das Werk schon wieder 600 Personen in der Fabrikation von der Rohbaumwolle bis zum fertigen Stoff. Dann wurde ich von den Abtlgs. Kameraden getrennt u. kam zum Straßenbau nach Moskau. Hier begann für uns erst die richtige Gefangenschaft. Man magerte ab! Mich sperrten sie noch ein wegen Sabotageverdacht. Dies hat alles dazu beigetragen, mich entlassungsreif zu machen, bis dann die Freiheit bringende Stunde schlug. [...]

Oft denkt man nun noch so an die vergangenen Zeiten. Ich denke noch oft an die Zugabende bei Dzukste, [die]¹³⁹ bei der Kompanie beliebt wurden. Ihr Steckenpferd war ja der Papageienwitz, den Sie einige Male am Abend zum Besten gaben (John Meinhardt, der Steuermann)¹⁴⁰. Naja, es war einmal.

25. Walter Z., Bergen, den 26. April 1948

Vgl. Dok. 23, 24, 35 und 37

Lieber Wolfgang!

[...] Erstens danke ich Dir für den Brief, für das vertrauliche Du und für die kameradschaftlichen Dienste, die Du mir bisher erwiesen hast! Ich muß schon sagen, daß es mehr wie Kameradschaft ist. Da sollte sich mancher ein Beispiel dran nehmen. Viele Menschen predigen viel, aber wenn es zum Handeln kommt, versagen sie. Das hat man ja auch während des Krieges zu spüren bekommen. Heute scheint es mir, als sei die Welt, die uns umgibt, egoistisch und falsch. Auch stellt man fest, das[s] Deutschland in einem festen Sumpf steckt. Aber unter jedem Sumpf ist noch fester Boden. Es macht wieder glücklicher und lebensfroher, wenn man zu spüren bekommt, daß dieser deutsche feste Boden noch vorhanden ist, und auf diesem wollen wir aufbauen. Denn auch die schlechte Zeit wird einmal vorüber gehen. [...] Meine Eltern sind erschüttert von soviel Kameradschaft. Mein Vater weiß so etwas zu schätzen, er ist auch alter Soldat.

26. Hans F., Hamburg-Rahlstedt, den 21. Mai 1948

Vater eines Vermißten

Sehr geehrter Herr Meinhardt!

Für Ihre freundl[iche] Karte vom 13. ds. Mts. danke ich Ihnen bestens. Ich glaube mich zu erinnern, dass mein Sohn Ihren Namen einmal in seinem Brief nannte. Leider war der Junge im allgemeinen ausserordentlich zurückhaltend in allen Mit-

¹³⁹ Vorlage: »an denen«. Bei Dzukste war Meinhardt im Februar 1945 verwundet worden.

¹⁴⁰ Nach Theodor Fontanes Ballade »John Maynard«, in welcher der treue »Steuermann« Maynard das brennende Schiff nach Buffalo bringt, die Passagiere rettet und als einziger stirbt.

teilungen, welche den Krieg betrafen. Er schrieb uns wohl von seinem Essen, von seinen Hin- und Herversetzungen und von einigen uns persönlich bekannten Kameraden, aber von sich und seinem Erleben leider recht wenig. Sein letzter Brief war vom Anfang März 45, und was nachher gewesen ist, weiss ich nur aus sehr spärlichen Nachrichten seines Betreuers W. B., der schon im März verwundet nach Deutschland kam und jetzt Eisenbahner in Hoenisch [...], Kreis Verden a.d. Aller ist. Ausser B. habe ich noch den Oberfeldwebel D. hier gesprochen, der am 8. Mai noch mit einem letzten Dampfer aus Libau fliehen konnte [und] jetzt als Ingenieur in einer Kieler Korkenfabrik angestellt ist. Genaue Adresse leider unbekannt. Der frühere Fj.Uffz. Erik P., Lübeck [...], ist jetzt Steuerbeamter und kam im Jahre 1946 krank aus der Gefangenschaft zurück. Er war mit meinem Sohn zusammen während der vier Tage, welche der Nachrichtenzug auf der Flucht vor der Gefangennahme war, und brachte mir damals die erste Nachricht von dem wahrscheinlichen Untergang meines Jungen am 12. Mai 45. Zusammen mit meinem Sohn ist der Uffz. Rolf D. vermutlich von den Russen erschossen worden. [...] Persönlich habe ich fast keine Hoffnung mehr, aber meine Frau hofft noch immer stark. Vielleicht denken Sie daran, wenn Sie uns einmal über Ihr Wissen an meine Privatadresse schreiben. Sollten Sie keine Hoffnung mehr geben können, so darf ich Sie wohl bitten, mir lieber direkt an meine Geschäftsadresse bei der Firma Emil Wolsdorff K.G., Hamburg 1, Chilehaus C, zu schreiben.

27. Günter Sch., Lübeck-Herrenwyk, den 6. Juni 1948

Kriegsgefangenschaft in Stalingrad; Heimkehr am 18. Januar 1947; kaufmännischer Lehrling

[...] Über mein Schicksal brauche ich nur kurz zu schreiben, denn das ganze Leben und die Verhältnisse in der Gefangenschaft spielten sich bei mir genau so ab, wie Sie es in Ihrem Bericht darstellten. Am 25.5.45 wurde die Abt. geschlossen verladen und nach Stalingrad transportiert, welches wir am 31.5.45 erreichten. Der grösste Teil der Abt. Angehörigen blieb in einem Lager zusammen. Andere kamen in die Umgebung von Stalingrad. Die Arbeit bestand aus Aufräumen, Bau von Holzhäusern, Kohle ausladen, Flösse abladen usw. Verpflegung war nach unseren Begriffen schlecht. Behandlung ausser rücksichtsloser Arbeitsausbeutung erträglich. Eigene, sogenannte bewährte Antifaschisten benahmen sich zum Teil schlechter als die schlimmsten Russen. Im Lager starke Propaganda durch kriegsgefangene Kommunisten. Offiziere, die als Btl.-, Kompanie-, Zug- und Brigadeführer eingesetzt worden waren, wurden nach und nach durch »bewährte Antifaschisten« ersetzt. Im Dezember 46 kam ich wegen völliger Unterernährung in ein Lazarett.

Am 18.1.47 kam ich mit einem Transport nach Deutschland. Seit dem 1.4.48 bin ich als kaufm. Lehrling tätig, nachdem ich 12 Monate lang vergeblich versucht hatte, zum Studium zugelassen zu werden. [...]

28. Karl D., [Gut] Westerscheps (Emsland), 15. Juni 1948

Rechnungsführer; Flüchtling aus Pommern, gelernter Finanzbuchhalter, arbeitet im Strafvollzug

[...] Mit der Aufstellung der Vers. Kp. kam ich aus der 3. Kp. als Refü¹⁴¹ zu ihr nach Ciemkaleji. Hier arbeiteten sämtliche Refü's zur besseren Versorgung ihrer Kp. und der Abrechnung mit der Abt. räumlich zusammen. [...] Auch ich erinnere mich besonders gerne dieser Tage, denn hier in diesem schönen Teil des Russlandes gab es auch oft für uns beste Stunden der Freude, der Erholung. Ja, es waren eben die besseren Zeiten des Krieges, und heute kann ich nur sagen, warum haben wir alle nicht noch mehr diese Gelegenheiten ausgenutzt! Jetzt leben wir nur noch von den besseren Erinnerungen der vergangenen Zeiten. [...]

Nach meiner Entlassung aus der Gefangenschaft fand ich meine Eltern in Meckl[enburg]. Hier konnte ich mich körperlich so weit erholen, dass ich dem Arbeitszwang des Russen bald nachkam. In meinem Beruf als Finanzbuchhalter fand ich natürlich keine Arbeit, und da es eine persönliche Wahl des Arbeitsplatzes in der russ. Zone nicht gibt, musste ich mehrere Dienstverpflichtungen mitmachen. Da die letzte mich auf einen russ. Flugplatz führen sollte, unter äusserst schlechten Arbeitsbedingungen und der für mich ungewohnten körperlichen Arbeit, zumal als Russlandheimkehrer, musste ich bei Nacht und Nebel meine 2. Heimat und vor allem meine alten Eltern verlassen, um wenigstens in dieser Zone in Freiheit leben zu können. Dieser Grenzübergang war für mich besonders schwer, denn ich hatte inzwischen einen guten Arbeitsplatz – leider nur für kurze Zeit – aufgeben müssen, der mir auf dem Gebiete der Ernährung (Lebensmittelgrosshandel) viele Vorteile bot. Andererseits brauchen meine Eltern dringend in ihren alten Tagen meine Unterstützung. Um nun in dieser Zone Zuzug zu erhalten und der Sorge der Ernährung und Unterkunft enthoben zu sein, nahm ich Arbeit in der Landwirtschaft an. Aber auch hier bekam ich nur Aufenthaltsgenehmigung für die Dauer der Beschäftigung, und landw[irtschaftlicher] Arbeiter wollte u. konnte ich nicht bleiben. Ehemalige Verbindungen zum Generalstaatsanwalt im Land Oldenburg führten mich zum Strafvollzug im Emsland. Im Börgermoor trat ich meinen Dienst im Aufsichtsdienst an, im Okt. 1947. Im April erhielt ich nun bereits als Leiter einer Aussenarbeitsstelle für die Sommerzeit das Kommando in Westerscheps, einem Gut mit einer grösseren Entenfarm (35.000 Stück). Die Vorteile auf dem Gebiete der Ernährung [sind] nur hier gegeben, und die Vermutungen, die der Name »Entenhof« aufkommen lässt, erfüllt dieser voll und ganz. Hier wird ein gelockerter Strafvollzug durchgeführt, wie es eben eine Aussenarbeitsstelle erfordert. Es sind Männer, verurteilt durch Militär- und Deutsche Gerichte. Kurze Strafzeiten der erstmalig Bestraften und die Gewähr einer guten Gesamtführung der Männer bilden somit die Grundlage für eine angenehme Führung des gesamten Kds. [...]

¹⁴¹ Rechnungsführer.

29. Werner Sch., Berlin-Schöneberg, den 8. August 1948*Bis Februar 1947 in sowjetischer Gefangenschaft; angestellter Konditor*

[...] Als ich Ihre Karte las, da war mir Ihr Name in Verbindung mit der Roland[-] oder anderen Apotheke sogleich ein Begriff. Ich schreibe, in Verbindung mit der Apotheke. Zur Aufklärung muß ich da erläutern, daß das Ihr Spitzname bei uns war. Wenn es hieß, der Apotheker kommt, dann wußte jeder sogleich, daß der Chef 2. im Anmarsch war. Nichts für ungut, es war gegenüber heute eine herrliche Zeit, für mich jedenfalls, ich bin so egoistisch. [...] Ja, lieber Herr Meinhardt, nach all dem Überstandenen, nach den Qualen in der r. [sic!] Gefangenschaft nun zurückgekehrt, glaubte man an eine friedliche Zukunft. – An die Gestaltung eines sittsamen Bürgerdaseins. – Aber auch das soll uns nicht beschieden sein. Es ist wie zwischen zwei Fortsetzungen eines Romans. Voller Spannung wartet man auf die Ereignisse von morgen. Kommt es nun noch einmal zu so einer Auseinandersetzung? Es lohnt nicht, zu planen. Sei es beruflicher oder familiärer oder sonstiger Art. Ich habe meinen früheren Beruf als Konditor wieder aufgegriffen. Neben Brot gibt es Schlagcreme! Herrlich, mit was das Volk jetzt satt gemacht wird. Es wäre an der Zeit, sich selbständig zu machen. Es erscheint mir aber doch sehr riskant. Und im Augenblick geht es ja mit den Betriebszusammenlegungen, im Großen gesehen, mehr rückwärts als vorwärts. Wer weiß, wie lange die Blockade Berlins¹⁴² noch anhält.

Ihnen über die Gefangenschaft zu berichten, erscheint mir zwecklos. Sie haben sie am eigenen Leibe verspürt. Ich war mit dem alten Haufen in Stalingrad und habe dort bis Febr. 47 ausgehalten. Ja, es ist schon so, lieber Herr Meinhardt, daß die Not das Gute vom Bösen trennt. In vielen meiner alten Kameraden habe ich den wahren Kerl und in vielen den großen Schweinehund entdeckt. Die einen bleiben anständig bis zum letzten Tag, die anderen wechselten von heute auf morgen und waren hörig. Auch hat ein großer Teil zu uns in das Lager gesteckter Offiziere mich sehr enttäuscht. Es ist im Leben auf die Dauer doch die Persönlichkeit entscheidend. [...]

30. Rolf [...?], Augsburg, den 1. September 1948*Heimkehr aus sowjetischer Gefangenschaft (Kiew) am 26. Juli 1948*

Lieber Wolfgang!

Sei mir nicht böse, wenn es bei mir erst heute zu einer Antwort auf Deine Zeilen vom 4.8. letzten Monats langt. Aber Du kannst Dir ja denken, was so einem Heimkehrer alles bevorsteht, und wenn es nicht so blöde anzuhören wäre, möchte ich fast sagen, man ist überbeansprucht.

Ich will Dir ganz kurz meinen Weg in Gefangenschaft schildern. Wir kamen damals alle nach Kiew – Behandlung unter aller Kritik. Vom Hauptlager kam ich schon mit 150 Offizieren beim ersten Abstellen weg in eine Ziegelei. NKWD Bewachung – verhetzte Lausbuben – einen russischen Lagerführer, ein ehem. Feld-

¹⁴² Die von der UdSSR verhängte Sperrung der Land- und Wasserwege für den Personen- und Güterverkehr zwischen West-Berlin und Westdeutschland dauerte vom 24.6.1948 bis zum 12.5.1949.

webel, Großschieber und Gangster – dtsh. Lagerführung entsprechend schlecht – ärztliche Betreuung null (wir hatten noch mehr, durch alle Filzungen gerettete Medikamente, als wir im ersten Jahr zugeteilt erhielten), dazu die Ziegeleiarbeit, die mehr als schwer war, vor allem bei dem Minimum an Verpflegung. Trotzdem habe ich mich als Ausfahrer der gebrannten Steine (aus dem Ofen) sehr gut gehalten. Wir arbeiteten bei 80 – 100° und dazu in diesen schlechten Öfen (Ringöfen für 250.000 Steine), kaum Entlüftung, dazu viel Kohlengase. Meine 3 Mitkameraden [...] waren in der 2. Saison nicht mehr arbeitsfähig und kamen alle 1 Jahr vor mir heim, jedoch außer F., der längere Zeit arbeitsunfähig war, sind die beiden anderen jetzt noch Wohlfahrtsempfänger. Haben große Herz- und Lungenbeschwerden. Na, und ich kam im Frühjahr 47 sehr runter, erholte mich aber im Mai wieder gut, arbeitete den Sommer abermals im Ofen (Norm war hier für 4 Mann 18.000 Steine aus dem Ofen fahren bei primitivsten Verhältnissen und draußen anstapeln. Im Winter 47/48 war ich Zimmermann und erholte mich abermals recht gut. Vor allem ab Frühjahr 48 organisierten wir Alteingesessenen so manches, so daß der Magen wenigstens voller wurde. Wie alle Sommer lag ich auch im Juni 48 mit einer Gasvergiftung im Lazarett, sie hatte sich auf den Magen geschlagen. 14 Tage kaum was essen können, dies ließ mich auf den Hund kommen. Da war Kommission¹⁴³, und am 9.7. 08.30 ging es von der Arbeit weg sofort ins Hauptlager – Untersuchung – Vernehmung – um 14.00 Uhr ins Sammellager Kiew – Untersuchungen – Vernehmungen – Filzung – Entlausung und am 13.7. ab. Schon am 26. kam ich über Brest-Litowsk] – Frankfurt – Oelsnitz – Hof¹⁴⁴ in Augsburg an. War dann gleich mit meinen Angehörigen 14 Tage im Allgäu bei Füssen. Dort war es gerade recht. Man hatte genügend Zeit zum Erzählen. [...] Lagermäßig gesehen war 58/III [das Lager, von dem Meinhardt berichtet hatte] mustergültig im Vergleich zu dem in Kiew gezeigten; damals hatten sie noch manchen günstig Denkenden entlassen – doch in Kiew waren selbst alte Kommunisten – alteingesessene Konzentrationslagerangehörige – fanatische Gegner geworden. Ich wurde in Hof entlassen – mein russischer E-Schein¹⁴⁵ wurde in Augsburg in den amerikanischen umgeschrieben. [...]

31. Arthur L., Lüchow, den 1. September 1948

Fahrer; Kriegsgefangenschaft in Stalingrad

[...] Ich freue mich, dass Sie nicht solange in russischer Gefangenschaft waren, denn es war fürchterlich. Diese Verpflegung, Unterkunft u. Behandlung u.s.w., nur der Wille, die Heimat und die Angehörigen wieder zu sehen, war stark. Ich hätte bestimmt noch lange von meiner Körperfülle zehren können, denn wir haben in der Protzenstellung nicht schlecht gelebt. Das werden Sie wohl noch wissen. Entweder gab es Hasen, Hammel oder Rinderbraten. Wissen Sie noch, als wir zum Pfingstfest 3 Kühe und 9 Schafe besorgt hatten, weil sonst die Komp. keine Salzkartoffeln und Braten hätte essen können. Ja, das waren noch rosige Erinnerungen aus dem Russlandfeldzug.

¹⁴³ Kommission(ierung) = Untersuchung aller Gefangenen auf ihre Arbeitstauglichkeit und Einstufung.

¹⁴⁴ Hier lag das amerikanische Entlassungslager Hof-Moschendorf.

¹⁴⁵ Entlassungsschein.

Nun zurück zur Gefangenschaft. Wir sind am 9. Mai 1945 in die Gefangenschaft gegangen. Die ganze Abtg. 666 u. 667 wurden doch in Libau zusammengeworfen, weil doch Herr Major gefallen war. (Den Namen habe ich leider vergessen.) Es ging gemeinsam zum Sammelplatz. Die Fahrzeuge wurden eingesetzt, um noch Sachen, die im Rückwärtigen Gebiet lagen, zum Sammelplatz zu bringen. Wir Fahrer von allen Komp. sind am Morgen weggefahren. Am Abend als wir zurückkamen war die Abtg. weg, und so waren wir alleine auf weiter Flur. Nach ein paar Tagen, als wir alle beisammen waren, setzten wir uns auch in Bewegung und zwar nach einer Stadt in Lettland. Dort war ein großer Sammelplatz von Fahrzeugen, und wir gingen, als die Fahrzeuge abgestellt waren, in grösseren Trupps ohne Bewachung in ein grosses Lager. Nach ein paar Tagen wurden wir zu Komp. aufgestellt, und es ging zu Fuss ungefähr 100 km nach Autz. Dort wohnte ich dann mit meinen Kameraden im Schloss. Hier blieben wir 14 Tage, dann wurden wir zu Hundertschaften aufgestellt, und es ging zur Bahn. Wohin es ging, wusste keiner! Da ging es erst richtig los, und man spürte dann, dass man gefangen war. Die letzten bekamen Fusstritte, damit wir alle noch reingepresst wurden. An sitzen oder schlafen war gar nicht zu denken. Auch der Hunger machte sich allmählich bemerkbar, aber der Zug fuhr durch. Nach 2 Tagen bekamen wir etwas zu Trinken und eine Scheibe Trockenbrot. Den 4. Tag wussten wir schon unser Ziel, wir fuhren Richtung Leningrad. Richtig, wir wurden in Leningrad abgehängt, denn die eine Hälfte blieb da, und die andere kam ins Moor-Lager. Wo natürlich 60% gestorben sind. Ich zählte dann 24 Fahrer von der stolzen 666. Wir haben uns dann zusammengeschlossen und wollten auch beisammen bleiben, aber auch das ist uns nicht gelungen. Nach einem Jahr waren wir nur noch 4 Mann, dann bin ich auch noch weggekommen, und so wusste kaum noch jemand etwas von den anderen. [...]

32. Erna B., Blankenese, den 23. November 1948

[...] Ich bin die Mutter von Oskar B. und schreibe Ihnen heute, da meine Schwiebertochter zu erregt ist, denn es ist der erste Lichtblick überhaupt, den wir von Ihnen erfahren, daß er noch am Leben ist. Leider muß ich Sie enttäuschen, ich kann Ihnen nichts mitteilen, denn mein Sohn ist noch nicht hier, auch haben wir nie eine Nachricht von ihm erhalten. Die letzte Nachricht kam Anfang April von der Kurlandfront, dann war jeglicher Faden abgerissen. Viel haben wir geschrieben und geforscht, aber alles war vergebens. Sie können sich nun gewiss sehr gut vorstellen, was für Staub Ihre liebe Karte hier aufgewirbelt hat. Seien Sie nun bitte nicht enttäuscht, aber nehmen Sie die Gewissheit, daß Sie hier ein gutes Werk eingeleitet haben, denn viele Hoffende haben hier einen kleinen Lichtblick erhalten. [...]

33. Anneliese O., Hösenbach, den 24. November 1948*Offizierwitwe; vgl. Dok. 8*

Sehr geehrter Herr Meinhardt!

Haben Sie vielen Dank für den Brief, den ich vor ein paar Tagen bekam. Ich bin immer sehr froh, wenn ich von früheren Kameraden meines Mannes höre. Zeigt es mir doch, dass er auch für Sie alle unvergesslich ist. Vor etwa drei Wochen besuchte mich ein ehemaliger Offz. H. aus Norden, der auch zur Abteilung gehörte. Er hat mir sehr viel von den letzten Wochen in Kurland erzählt. Man kann das alles einfach nicht fassen und wundert sich, dass das Leben trotzdem weitergeht und man auch leben will. –

Den Gedanken, mittellosen Kameraden eine kleine Weihnachtsfreude zu machen, finde ich sehr schön, und ich freue mich, dass Sie dabei auch an mich gedacht haben. Wenn wir alle jetzt auch nicht mehr so können, wie man gerne möchte, so denke ich doch, dass einige Päckchen abfallen werden. Ich hab z.B. noch ein sehr schönes, warmes Kindermäntelchen für ein 2–3 jähriges Kind, und es gibt sicher unter den Kameraden jemanden, der so etwas nötig gebrauchen kann. Wenn es geht, schreiben Sie mir doch bitte etwas über die jeweiligen Familienverhältnisse, damit ich mich etwas mit den Päckchen danach einrichten kann. [...]

34. Hans H., Asendorf, den 5. Dezember 1948*Kriegsgefangenschaft in Stalingrad; Heimkehr 3. Juli 1947; ab 15. Oktober 1947 in der Forstverwaltung tätig; Typoskript*

[...] Na, nun will ich erstmal von mir erzählen: Nachdem Sie s.Zt. im Gefangenenlager Wenta von uns Abschied nahmen, fing für uns eine sehr schwere Zeit an. Nach einigen Tagen wurden wir in einen grossen Transport zusammengestellt, u. die Reiseroute ging Wilna, Kiew, Stalino, bis wir endlich nach ca. 14 Tagen in Stalingrad landeten. Wir fanden uns dort in einem riesigen Bretterzaun mit einigen Zelten wieder. Die etwa 3550 Mann fanden nicht die geringsten sanitären Anlagen vor, u. so können Sie sich die [sich] daraus entwickelnden Zustände recht gut selbst erklären. Die ersten Tage waren mit Untersuchungen, Einteilungen, Entnahme sämtlicher Gegenstände ausgefüllt. Sie werden das sicherlich auch alles selbst erlebt haben. Die dummen Gesichter der Russen stehen mir noch heute vor den Augen, wie die so sahen, was die deutschen Soldaten nicht alles bei sich hatten. Nach 14 Tagen ging es dann zur Arbeit. Unter den primitivsten Verhältnissen u. was es sonst noch alles gab, wurde geschafft. Dazu kam die Umstellung der Witterung. Die ersten Krankheitsfälle traten auf, aber was macht das alles, wir waren ja weniger wert als die Tiere. Erst 39° Fieber war ein Grund, um im Lager bleiben zu können. Da musste aber dann auch noch geschafft werden. Im Laufe der Zeit bildete sich dann die deutsche Lagerleitung. Die Seifenblasen entstanden und wurden immer grösser und mächtiger. Man kann es heute noch nicht verstehen, wie so etwas unter Deutschen, die jahrelang im schweren [sic!] Ringen aller Zeiten zusammen waren, aufkommen konnte. Bei der Arbeit wurde nach den Prozentsen gerannt u. alles daran gesetzt, um die Leute möglich[st] zu schinden. Abends im Lager wurde bis spät in die Nacht oder auch ganz durch geschafft, um den Russen zu zeigen, dass sind wir imstande zu leisten. Und man bedenke: für einen Schlag Suppe.

Lieber Herr Meinhardt, hierüber könnte ich Ihnen Bände schreiben, aber diese Tage lässt man besser nicht wieder in den Gedanken vorüber ziehen, sie waren zu grauenhaft. Ich habe mich im Jahre 1945 und auch 46 ganz gut gehalten. War wohl mal Tage an Malaria erkrankt, aber es ging im grossen u. ganzen. Viele Kameraden der ehem. 666 gingen hinüber, u. wir alle anderen waren apathisch und sagten: Na, sie sind nicht mehr da! An irgendwelche Namen weiss ich mich kaum noch zu erinnern. Ich persönlich habe in allen Zweigen gearbeitet. Ich war Handlanger, Maurer, Tischler, Zimmermann, Glaser, Kohlen- u. Schiffeauslader und was es sonst noch alles so gab. Für uns alle war nur das eine Wort *essen* da. Alles drehte sich um essen, der erste Gedanke morgens, der letzte abends.

So gingen nun die Tage u. Wochen immer weiter in demselben Elend. Doch was immer rabiater wurde, war die deutsche Lagerleitung. Es bildete sich dort das Aktivistenkorps¹⁴⁶. Was in dieser Hinsicht in einem Menschenhirn erdacht wurde, kam zutage. Nur um des eigenen Vorteils willen. Vorträge, kleine Vortragsstücke u. was es sonst noch alles sein mochte, alles war auf Tendenz abgestimmt. Alle diese grauenvollen Märchen wurden aus unserer Frontzeit erdacht von Leuten, die selbst jahrelang mit in unseren Reihen gestanden hatten. Ein kleiner Vorteil, ein Schlag Suppe genügte, um andere Kameraden tagelang zum Verhör bei der NKWD¹⁴⁷ zu bringen. Leute wurden geschunden u. geschlagen, dass uns selbst das heulende Elend überkam. Aber wir standen nutzlos dabei u. mussten alles geschehen lassen. Die ganze Stimmung im Lager nahm dadurch auch seinen Gang. Keiner traute dem anderen mehr, u. so kam es dann, dass auch nur wenig mehr untereinander gesprochen wurde. Das Lachen hatten wir sowieso verlernt.

So ging dann auch das Jahr 1946 seinem Ende zu. Ich persönlich hatte mir immer gewünscht, Weihnachten im Revier oder Lazarett zu liegen, um gerade in diesen Tagen das Elend nicht mitzerleben. Und wirklich kam es so weit. Am 12. Dez. wurde ich mit Lungenentzündung ins Revier eingeliefert. Ich kam ziemlich gut dabei weg, weil ich eben immer wieder essen konnte. Dazu kam dann noch Rippenfellentzündung u. Grippe. So war ich dann bis Ende Januar 1947 krank. Seitdem habe ich mich auch nicht wieder erholt. Durch meinen stabilen Knochenbau sah ich aber noch nicht gerade sehr elend aus u. musste wieder zur Arbeit. Doch immer nur kurze Zeit, u. dann lag ich wieder daneben. Ich war nicht mehr imstande, einen Eimer Wasser zu tragen. Und doch wurde ich als Simulant verschrien u. kam sogar ans schwarze Brett. Aber was machte mir das noch aus, wir waren ja vollständig abgestumpft. Im März war es dann wirklich so weit. Ich bekam Wasser, u. mit der Arbeit war es aus. Ich zog ins Wasserzelt, u. wir standen unter strengster Kontrolle in Hinsicht trinken u. essen. Und wir haben doch nur getrunken, um unsern Hunger in etwa für Minuten zu stillen. Als es dann wirklich so weit war, setzte ich alles auf eine Karte. Für mich hiess da die Parole: Raus aus dem Lager oder kaput[t]! Ich habe ganz mässig gegessen, nur dass ich eben bestehen konnte. Alles andere habe ich verschenkt od. gegen Rauchwaren eingetauscht¹⁴⁸. So blieb ich dann immer im Lager u. flog von einer Untersuchung in die andere. Doch immer war das Resultat: arbeitsunfähig.

¹⁴⁶ Wortschöpfung des Kriegsgefangenenjargons durch Übersetzung des russischen Begriffs.

¹⁴⁷ Die Benutzung des weiblichen Artikels (eigentlich: *das* NKWD = Volkskommissariat für Innere Angelegenheiten) im Jargon der Gefangenen mag durch analoge Begriffe wie die Geheimpolizei, die Gestapo oder auch die Tscheka begründet sein.

¹⁴⁸ Der erhöhte Tabakkonsum, der das Hungergefühl ersticken sollte, war ein häufiges Begleitphänomen der Selbstdystrophierung.

Im Mai 47 ging dann ein Sturm von Entlassungen durch das Lager. Da wurde das Problem natürlich noch stärker beachtet. Wir waren 3 Mann, die sich verschworen hatten, u. wirklich, wir fanden noch die Kraft, wie Spartaner zu leben od. besser gesagt zu vegetieren. Immer wieder Untersuchungen u. Kommissionen¹⁴⁹. Doch endlich standen wir dann auf der Entlassungsliste. Am 13. Juni wurden wir dann zusammengestellt, u. es ging im Transport ab. Nach ca. 12 Tagen waren wir in Frankfurt. Bis dahin ging meine letzte Willenskraft, u. da war es bald aus. Viele Kameraden kamen gleich ins Lazarett, sie hatten ihr Ziel – Deutschland – erreicht. Ich fand wieder soviel Kraft, u. setzte meine Reise über Leipzig – Erfurt – Heiligenstadt – Munsterlager fort. Am 3. Juli war ich zu Hause.

Lieber Herr Meinhardt, wie schon gesagt, sind sehr viele Kameraden im Lager Stalingrad gestorben – verhungert. Aber alle die Namen sind mir aus meinem Gedächtnis entfallen. Oberfeldwebel K. – Spiess der 3ten Komp. – ist auch gestorben. Man soll nicht über Tote richten, aber seine letzten Ruhmesblätter waren nicht gerade glorreich. [...]

Daheim fand ich alle Angehörigen wieder vor. Unsere Wohnung in Münster/Westf. war durch Bomben zerstört, aber meine Frau hatte das Wichtigste so ziemlich gerettet. Sie wohnte 20 km von Münster in Greven und arbeitete wieder auf der Landesbauernschaft. Unsere Wiedersehensfreude war gross, doch durch die langen Jahre waren wir uns vollständig fremd geworden. Ich selbst war ja auch bei der Forstabteilung der Landesbauernschaft u. wurde 3 Tage nach meiner Rückkehr wieder eingestellt. Mit meinem Gesundheitszustand lag ich natürlich vollends danieder. Dank der Pflege meiner Verwandtschaft wurde es aber von Monat zu Monat zusehends besser, u. am 15. Oktober 1947 habe ich meinen Dienst wieder angetreten. Ich wurde versetzt nach Lippe u. bekam in meiner Heimat die Privatwaldungen des Kreises Lemgo zu[r] Betreuung. So sitze ich dann nun schon wieder 1 Jahr im Amt u. habe mich bestens wieder eingefunden. Am 15. März haben wir eine neue Wohnung in meinem Dienstbezirk bezogen, u. nun lebe ich mit meiner Frau auf dem Lande, u. wir fühlen uns wirklich sehr froh. [...]

35. Walter Z., Bergen, den 12. Februar 1949

Vgl. Dok. 23, 24, 25 und 37

[...] Inzwischen haben wir auch eine andere Wohnung bekommen. Dieselbe war vollkommen heruntergewohnt, so daß wir erst den Maler nehmen mußten. Es sind 2 Stuben mit Küche, Keller u. Stall. Es ist doch etwas anderes, wie 12 m² mit drei erwachsenen Personen. Es wird schon alles gut werden, wenn nur meine Mutter erst gesund ist¹⁵⁰. Das höchste Gut auf Erden ist eben die Gesundheit. Sonst ist hier alles beim Alten. Die Juden von Bergen-Belsen sind schon beim Packen. »Auf nach Palästina.« Meinen Segen haben sie. Ihr Hab und Gut verladen sie schon auf Güterzüge. Die Sachen sollten sie man unter den Flüchtlingen verteilen. Dann würde mal etwas für die Menschheit getan. – Ich sitze hier gemütlich bei meiner Schwiegermutter. Mein Schwager liest Zeitung u. meine Braut schneidert. Richtiges Familien-Idyll. Vielleicht werde ich jetzt ruhig. Oftmals ging es mir so, als ob jeden

¹⁴⁹ Vgl. Anm. 143.

¹⁵⁰ Die Mutter starb im Februar oder März 1949, Meinhardt schickte einen Beileidsbrief; vgl. Walter Z., Bergen, 3.4.1949.

Moment Alarm käme. Vielleicht sind das noch die Nerven, die der Russe so durcheinander gebracht hat. Aber alles braucht seine Zeit, um wieder ins Reine zu kommen. Lieber Wolfgang! Für heute will ich nun schließen u. verbleibe mit den herzlichsten Grüßen
Dein Kamerad Walter

36. Wilhelm Sch., Keez [b. Brüel/Mecklenburg], den 3. März 1949

Onkel des gefallenen Leutnant Heinz Sch.; vgl. Dok. 40

Ich bin Mitte Januar wieder glücklich eingetrudelt u. schicke Ihnen nochmals meinen herzlichsten Dank auch für die freundliche Aufnahme und für die liebenswürdige Auskunft über meinen gefallenen Neffen. Gerne erfülle ich mein Versprechen, Ihnen ein Bild von Heinz zu senden. Ich habe Sie während unserer leider nur kurzen Unterhaltung als einen deutschen Offizier kennen u. achten gelernt, der alles daran setzt, keine Mühen u. Kosten spart, um den Angehörigen unserer toten Soldaten die letzten Stunden ihrer Lieben zu berichten. Lieber Herr Meinhardt, möge schon das Bewußtsein, so manche Ungewißheit von den Herzen der vergeblich Wartenden genommen zu haben, ein weiterer Ansporn für Ihre selbstlose Mühe u. Arbeit sein.

37. Walter Z., Bergen, den 3. April 1949

Vgl. Dok. 23, 24, 25 und 35

[...] Erst mal meinen herzlichsten Dank für die Übersendung eines 3 kg Paketes von Frau Marianne H. in Deinem Auftrage. Mein Vater ist über soviel Kameradschaft unter Komp.-Angehörigen tief erschüttert. Gerade auch er fühlt es, wie ein altes Soldatenherz schlägt. Gerade, wo jetzt so oft der deutsche Soldat durch den Dreck gezogen wird, tut es ihm weh. Denn schließlich hat er [der Soldat] für sein Vaterland gekämpft und nicht für irgendein politisches Regime. Daß wir eben so verraten wurden, konnte sich der Landser nicht vorstellen. Denn nicht aus Vergnügen haben Millionen ihr Leben geben müssen oder laufen gar als Krüppel herum, um die sich keiner kümmert. Wenn alle es täten wie Du, falls die Mittel es zulassen, würde es vielen nicht so schlecht gehen. Heut regiert eben der P...b [sic! Pöbel?]; na, Du weißt es ja selbst. Oft bekommt man die Wut und möchte alles Schlechte beseitigen. Aber der gute Geist kommt nicht zum Leben. Man ist froh, daß man lebt, seine Gesundheit und seine Arbeit hat. Ich bin froh darüber, daß ich jetzt meine Braut habe u. eine gute Schwiegermutter u. ein[en] Schwager, mit dem man sich versteht. Wir werden es schon schaffen. [...]

38. [...?], Schwerin, den 24. April 1949

Mutter, die Anfang 1947 vom Tod ihres Sohnes Friedrich Wilhelm erfahren hat

[Wir haben] Ihre lieben Zeilen erhalten u. danken Ihnen herzl[ich] für die Teilnahme. Wir können es immer noch gar nicht fassen, dass unser fröhlicher Junge nicht wieder kommt. Ach wenn ich doch jemand[en] wüßte, der bei unserem Jungen war, wie er eingeschlafen ist. Ob er es gewußt hat oder ob er gar nicht bei Besin-

nung war. Vielleicht hat er noch etwas gesagt, und man weis[s] es nicht einmal. Es ist sehr schwer für uns, denn man weis[s] nicht, wie er beerdigt ist, liegt er im Massengrab oder hat er ein Grab für sich? [...] Am 24ten Januar 1947 erfuhren wir es von Herrn Fuhrmann seine Schwiegermutter. Frau Fuhrmann hatte einen Gruß von Herrn Erich H. erhalten u. dann bei ihm angefragt, ob er auch Friedrich Wilhelm kennt, weil wir noch keine Nachricht hatten. Dann hat Herr H. es uns auch selber geschrieben. Mein Mann u. ich waren noch hin zu Herrn H., leider kamen wir zu spät, er war tot, u. [wir] konnten nichts mehr fragen, u. andere Kameraden kennen wir nicht, u. [die] wissen vielleicht gar nicht unsere Adr[esse]. Würden Sie, Herr Meinhardt, so freundlich sein, u. uns die Adr[esse] [von denen] schreiben, die Ihnen Fr[iedrich] Wilhelms Tod mitgeteilt haben, vielleicht wissen die den Todestag oder wo er beerdigt ist. Entschuldigen Sie bitte, Herr Meinhardt, dass ich nicht sofort geschrieben habe, ich mußte mich erst wieder etwas beruhigen, ich bin seit Fr[iedrich] Wilhelms Tod so nervös, das[s] mir so oft die Hände zittern. Die Wunden, die das Schicksal uns zugefügt [hat], sind groß, denn er war meine ganze Hoffnung. Also haben Sie nochmals vielen Dank für die Teilnahme u. für das liebe Erinner[n] an unseren Jungen, es soll für uns ein Trost sein.

Mit treuem Gruß

Friedrich Wilhelms tiefbetrübte Mutter

39. Ernst [Z.], Mettingen, den 20. Juni 1949

Offizier, Lagerleben in Kiew; Handschuhmacher; vgl. Dok. 7

Ich bin daheim! Du kannst Dir ja wohl sehr gut vorstellen, wie mir zu Mute ist. Einfach restlos glücklich! Nun, lieber Wolfgang, vor allen Dingen erst recht vielen Dank für Deine gute Kameradschaft, die Du in so herzlicher Form auf meine Gattin übertragen hast. Ich habe nun all die vielen Briefe gesehen, die Du und so viele Kameraden, die nach Hause kamen, geschrieben habt. Freude über Freude. Ganz besonders freue ich mich, daß Du die Verbindung zu den Angehörigen unserer Abteilung aufgenommen hast. Allen, mit denen Du im näheren Briefwechsel stehst, herzlichen Gruß.

Als wir damals im Mai 46 nach Kiew fuhren, begann für mich eine sehr, sehr schwere Zeit. Nicht nur, daß es für uns nur Beleidigungen aller Art gab, wurden wir auch auf die schwersten Arbeitsstellen geschickt. Den größten Teil des eigenen Gepäcks haben sie uns weggenommen, von Kopf bis Fuß wie einen Verbrecher kahlgeschoren und dann als Zuhälter betitelt. Wenn ich Dir sage, daß 70% der Bevölkerung von Kiew Juden sind, dann kannst [Du] Dir ja ein Bild machen, was die uns vergolten haben. Sechs Monate war ich mit L. in einer Ziegelei. Sehr schwere Arbeit bei einer Temperatur von 70–100°. Aber wir haben uns gehalten. Anschließend kam ich in unser Hauptlager mit noch sechs Bestarbeitern¹⁵¹. Dort zum übelsten Arbeitseinsatz in einem riesen Lagerplatz. Stahlplatten aller Stärken, T-Träger, Wellen, Draht, Schienen usw. Morgens von 8.00 bis oft 23.00 ohne Mittagessen

¹⁵¹ Die Arbeit führte zu einer Umkehrung der frühen, am Militär orientierten Lagerhierarchie. »Bestarbeiter« waren in der Regel Spezialisten aus den Reihen der Arbeiter und Handwerker.

bei eisiger Kälte. Alles ehemalige Offiziere. Da hatte ich April einen Unfall. Wurde als Bluterguß im Knie behandelt. Bis Oktober 47 dann Dystrophie. Haut und Knochen. Dann hatte ich Wasser und kam dann mit Hilfe eines Kameraden aus Eßlingen Ende November wieder auf die Beine. Bis Juni 48 war ich dann auf Kiew-Toglinar. Holz-Torf-Kohlen. Waggons entladen, Holz stapeln. Viel Arbeit, hohe Norm und keinen freien Sonntag. Allerdings konnten wir etwas nebenbeiverdienen. Das hat uns gehalten. Leider, denn sonst wären wir vielleicht früher gefahren. Das letzte Jahr nun war ich in einem Sägewerk beschäftigt. Wir hatten uns a[k]limatisiert, und es ging aufwärts mit uns. Nach der großen »Dezember 1948 Lüge« haben wir dann nicht mehr dran geglaubt, daß auch wir in Bälde fahren könnten. Und doch, wir haben es geschafft. In diesem Transport waren 120 ehemalige Offz. dabei, und das war natürlich eine phantastische Sache. Wie sehr wir jahrelang belogen und betrogen wurden, haben wir erst beim Passieren der Zonengrenze richtig gemerkt.

Jetzt bin ich erstmal restlos zufrieden und froh, daß ich daheim bin. Das andere wird sich finden. Leider habe ich nur noch ein Zimmer mit Küche. Aber [...] wir leben und sind gesund. Ich habe vorerst mal vier Wochen Krankenurlaub, und dann werde ich in meinem alten Beruf als Handschuhmacher wieder anfangen. War schon in meiner neuen Arbeitsstelle und kann jederzeit kommen. Jetzt aber erst mal meiner alten Kognakzunge Schonung. Sie will so ab und zu nicht mehr so recht. Doch ich hoffe, daß sich alles wieder einrenkt. [...]

40. Elke Sch., [o.O. (Mecklenburg)], den 23. Januar 1950

Witwe; vgl. Dok. 37

Leider komme ich erst heute dazu, Ihnen Ihren Brief betreff meines Mannes zu beantworten. Aber mein z.Zt. anstrengender Beruf ließ mir in Kürze keine Zeit dazu. [...] Es freut mich, daß auch Sie meinen Mann in so guter Erinnerung haben. Ja, schon mehrere verschiedene Nachrichten erhielt ich über das Schicksal meines Mannes, aber alle wichen voneinander ab, so daß ich nichts mehr glaubte. Die Zeit mußte mich die Wahrheit lehren. Ich konnte es einfach nicht glauben, daß das Schicksal so hart sein könnte. Hinzu kam der Tod meines Vaters. Dann ganz plötzlich der Tod meines Bruders. Ich selber mußte sehr harte und ernste Schwierigkeiten durch das E.K.¹⁵² meines Mannes [...] überstehen. Ich ertrug es gerne und mit Stolz, aber doch waren die Prüfungen zu viel, so daß ich 8 Wochen das Krankenhaus aufsuchen mußte.

Soeben hatte ich es überstanden, dann kam meine Schwiegermutter auf einer fast schmutzigen Art an mich heran, eine Todeserklärung für meinen Mann anzufordern. Oh, sehr geehrter Herr Meinhardt, das tat sehr weh. Zumal man weiß, daß es nur um das Erbe geht. Ich habe schriftlich auf alles verzichtet, aber eine Todeserklärung konnte ich auf Grund dieser verschiedenen Nachrichten einfach nicht anfordern.

¹⁵² Eisernes Kreuz. Die 1813 gestiftete Kriegsauszeichnung wurde, mit einem Hakenkreuz versehen, 1939 von Hitler für den Zweiten Weltkrieg in vier, zuletzt fünf Graden erneuert. Seit dem 26.7.1957 ist das Tragen des Eisernen Kreuzes ohne Hakenkreuz in der Bundesrepublik gestattet.

Meine Mutter hat immer so tapfer mit mir gehofft, wenn ich restlos verzweifelt war, dann gab sie mir immer wieder Mut und ermahnte mich, tapfer zu bleiben. Aber ihr eigenes Herz versagte, und auch dieses treue Mutterherz hielt vor ein paar Wochen für immer auf zu schlagen. So waren wir plötzlich ganz alleine. Unser einziger Trost war immer, vielleicht kommt Heinz doch noch einmal wieder. Mein Bruder hat schon alles das, was mein Mann haben sollte, zurückgelegt. Nun soll auch dieser winzig kleine Lichtstrahl für immer erloschen sein. Wie kann doch das Schicksal hart und unerbittlich sein.

Meine Schwiegermutter schickte meinen Onkel, der seit dem Tod meines Schwiegervaters den Betrieb leitet, um den von Ihnen geschriebenen Brief zu holen. Ich weiß nicht, sehr geehrter Herr Meinhardt, ob Sie mich verstehen können, aber ich konnte ihn niemand[em] anders geben. Schon gar nicht Menschen, die die Zeit nicht abwarten können und mir so sehr weh getan haben. Selbstverständlich gebe ich Ihnen die Anschrift meiner Schwiegermutter, aber verzeihen Sie mir, wenn ich den nicht an mich gerichteten Brief behalten habe.

Wie gerne würde ich persönlich mit Ihnen darüber sprechen, aber leider wohnt ja einer von uns im Ausland. [...] Ich möchte noch so vieles wissen und fragen, aber ich bin so müde. Schreiben Sie mir bitte einmal wieder, denn so allmählich werde ich mich auch mit dem Gedanken abfinden, daß mein Letztes und Liebstes mich, so wie schon alle anderen Lieben, für immer verlassen hat.

41. Hannes S., [...?], 18. März 1951

[...] Bist Du im letzten Jahr in Hamburg zum Kegeln gewesen? Habe seit meiner Absage nichts wieder gehört, konnte aber, da ich gerade auf einer neuen Stelle angefangen war und wir sehr viel und eilige Aufträge hatten, unmöglich gleich wieder um frei fragen, und ich muß ehrlich sagen, so langsam lebt sich doch alles auseinander, jeder hat seine eigenen Sorgen und Aufgaben, und was nützt es, vergangen, zwar schönen (denn die schlechten vergißt man), doch hoffentlich nie wiederkehrenden Stunden nachzutruern¹⁵³.

¹⁵³ In einem kurzen Schreiben vom 15.5.1951 bekräftigt Hannes S. seine Ablehnung einer Einladung zu einem weiteren »Kegelabend«, »da mein Entschluß ein für allemal feststeht«.